

RAINER BIRKENMAIER

REGNUM - FRAGEN NACH 50 JAHREN

Interferenzen sind Phänomene der Überlagerungen von Wellen: diese können sich gegenseitig nivellieren oder aufschaukeln. Das Jahr 1965 war – nicht nur – für Schönstatt ein Wendejahr, in dem dramatische Ereignisse und Entwicklungen sich gegenseitig beeinflussten und auf einen Höhepunkt zusteuerten. Sowohl die Rückkehr des Gründers aus dem Exil in Milwaukee (17. September 1965) als auch der Abschluss des 2. Vatikanischen Konzils (8. Dezember 1965) veränderten die Situation Schönstatts mit einem Schlag in unerwarteter Weise. Das Projekt „REGNUM – Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung“ war von diesem Umfeld provoziert und ein mutiger Schritt, darauf zu antworten.

Die Binnenwelten öffnen?

Schönstatt-Zeitschriften waren in der Gründungszeit mehr oder weniger Kommunikationsmittel innerhalb der Bewegung und vor allem innerhalb der zahlreichen Schönstatt-Gemeinschaften, die ihr Eigenleben – aus verständlichen Gründen – nach außen eher bedeckt hielten. REGNUM sollte ein Forum für den Austausch sowohl zwischen den Gemeinschaften als auch – und das war ungewohnt – mit der interessierten kirchlichen Öffentlichkeit sein. Schönstatt hatte nicht nur nichts zu verbergen, sondern es glaubte sogar, der nachkonziliaren Kirche durch seine reflektierte Gründungsgeschichte wichtige Impulse geben zu können. Durch die schweren Auseinandersetzungen der Verbannungszeit waren aber die Verbindungen in „weitere Kreise“ abgebrochen.

In den ersten 20 Jahren von REGNUM hat sich P. Engelbert Monnerjahn mit zahlreichen kompetenten Autoren dieser Aufgabe gestellt. Die Jahrgänge sind auch heute noch eine Fundgrube für schönstattgeschichtliche Studien und wichtige Texte des Gründers sowie für Versuche, sich mit zeitgenössischen Strömungen auseinanderzusetzen. Es bleibt aber die Frage, ob in dieser Phase die intendierte Balance zwischen Öffnung und Sicherung durchgehalten werden konnte. Die Betonung der eigenen Identität und der Abgrenzung gegen die turbulenten Umbrüche in Kirche und Gesellschaft drängten sich in den Vordergrund. Als eine von der (vorkonziliaren) kirchlichen Autorität mit großer Härte behinderten und marginalisierten Gruppe hatte Schönstatt eine „Geschlossenheit“ ausgeprägt, die ihr das Überleben ermöglicht hatte. Die daraus gewachsene Mentalität aber musste nun in einer völlig veränderten kirchen- und weltgeschichtlichen Situation geöffnet werden, ohne den inneren Zusammenhalt und die eigene Identität in der turbulenten Nachkonzilszeit zu verlieren. In diese Richtung hatte der Gründer in der ihm verbliebenen Zeit nach seiner Rückkehr (1965–1968) gedrängt. Sein früher Tod erschwerte die notwendige Öffnung. Nur bis zu einem gewissen Grade gelang es in diesen Jahren, die inner-

kirchlich immer noch stark wirksamen Vorurteile gegen P. Kantenich und seine Bewegung zu überwinden. Während Schönstatt vorkonziliar als zu modern und zu wenig der kirchlichen Tradition zu entsprechen schien, wurde es nun eher in die Reihe der Gestrigen und der Bremser gestellt oder so erlebt.

Den Dialog wagen?

Schönstatt braucht das Gespräch mit der (theologischen) Wissenschaft, mit der kirchlichen Leitung, und der Öffentlichkeit, um sich verständlich zu machen und am Puls der Zeit zu bleiben. Dieser Aufgabe stellte sich P. Günter M. Boll, der zweite verantwortliche Redakteur von REGNUM (1986-2001) mit großem Engagement. In seiner Person verbanden sich tief verwurzelte Treue zum Gründer und intellektuelle Weite für alles, was in der Zeit vor sich ging. Im Redaktionsteam selbst sollte ein offener Dialog beginnen, der dann in die Bewegung und in die kirchliche Öffentlichkeit hineingetragen werden sollte. Die 1996 vollzogene Änderung des Untertitels von REGNUM fasst dieses Bemühen zusammen: „**Schönstatt international – Reflexion und Dialog**“. Die Redaktion wollte zunächst innerschönstättisch Diskussionen anregen und Perspektiven öffnen: Ein Beispiel ist die Sensibilisierung der Bewegung für die Erinnerung an den 31. Mai 1949; ein heißes Eisen: Dieses Datum steht symbolisch für die Auseinandersetzung Kantenichs und seines Charismas mit der vorherrschenden innerkirchlichen Mentalität und Denkweise. Gerade das tiefere Eindringen in die Denkweise des Gründers und die Erfahrung der Bewegung lassen die Brisanz solcher schönstattgeschichtlichen Ereignisse für heute (und morgen) verstehen. Trotz dieser inneren Öffnung blieb der konkrete Dialog Schönstatts mit der kirchlichen und säkularen Umwelt eher virtuell und fiktiv, da die Gesprächspartner fehlten, die sich – auch kritisch – mit Gedankengut und Praxis der Bewegung auseinandersetzten. Es gibt Schönstatt gegenüber zwar viele Wohlmeinende, aber sehr wenige, die sich in einen inhaltlichen Dialog ernsthaft einlassen. Hier bleibt die schwierige Aufgabe, Gesprächsebenen und Dialogpartner zu finden.

Prophetische Einmischung erwünscht?

Im Jahr 2002 gab es einen Generationswechsel in der Reaktion von REGNUM: P. Joachim Schmiedl mit dem deutlich verjüngten Redaktionsteam führen „Reflexion und Dialog“ weiter. Der Horizont ist weiter geworden. Es bestehen Vernetzungen hinein in die wissenschaftliche Theologie. Hinzugewachsen ist in den letzten Jahren auch die Begegnung Schönstatts mit zahlreichen geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen auf ökumenischer Basis. Hier hat Schönstatt einen Raum gefunden, sein Charisma einzubringen. In ähnlicher Weise müsste die Bewegung – und REGNUM an der Spitze – sich einmischen, sich einbringen in das, was die Menschen wirklich bewegt und worum es heute geht.

Das äußere Format von REGNUM karikiert diese Zielsetzung in gewisser Weise; Titel und Layout sind stehen geblieben in einer Zeit, in der große Zeitschriften wie „Hochland“ oder „Stimmen der Zeit“ Mittelpunkte lebendiger Entwicklungen waren. Die ganze Medienwelt hat sich in den letzten 50 Jahren epochal verändert. Dankenswerter Weise sind die Beiträge und (viele) Jahrgänge auch in Netz zu finden: www.regnum-im-netz.de. Es steht aber aus, der Kommunikationsstrategie von REGNUM ein „update“ zu geben, das eine lebendige Auseinandersetzung mit Schönstatt ermöglicht, auch und gerade mit einer jungen, dynamischen Generation. Die Netzpräsenz der Bewegung braucht den Beitrag, den REGNUM ursprünglich als seine Aufgabe betrachtete: Reflexion und Dialog auf internationaler und interkultureller Ebene. Die Vernetzung mit anderen Reflexionsebenen wie z. B. mit dem „Josef Kentenich Institut“ oder mit den Kommunikationsstrukturen des jungen Schönstatt könnten noch weiter entwickelt werden.

P. Kentenich hat sich und seine Bewegung dem Zeitgeschehen gegenüber verstanden nicht wie Beobachter und Linienrichter, die von außen urteilen oder gute Ratschläge geben, sondern eher wie Architekten und Bauarbeiter oder gelegentlich auch wie Rettungsschwimmer, denen es nicht um sich und die eigene Haut geht, sondern um die Menschen und die Gesellschaft. Die Zeit mit ihrer Dynamik fordert Schönstatt heraus. Ob REGNUM noch zu brav, zu wenig herausfordernd ist und deshalb für den Dialog zu wenig Ansatz- oder Angriffspunkte bietet? J. Kentenich selbst hat die Auseinandersetzung nicht gescheut; sie hat ihm zwar 14 Jahre Verbannung eingebracht, aber im Kern die Authentizität seiner Sendung gerettet. Er war nicht Schmieröl für das alte System kirchlichen Lebens. Seine markante Sendung bot Angriffsflächen. Wurde Schönstatt durch das Exil so sehr eingeschüchtert, dass es sich in der braven und frommen Ecke einnistet und dort zu überleben hofft? Könnte REGNUM nach 50 Jahren die letzten Reste dieser Exilsmentalität abschütteln, zum offenen Dialog einladen und genau so seinem (konfliktfähigen, prophetischen) Gründer und seinem Charisma einen noch mutigeren Dienst leisten?

Kein schlechtes Zeichen, wenn nach 50 Jahren Fragen zugelassen werden. Glückwunsch!

JOACHIM SCHMIEDL

CHARISMA – MEHR ALS EIN MODEWORT?

Eine Google-Anfrage zum Stichwort „Charisma“ liefert über 36 Millionen Treffer (09. Oktober 2016). Die Bedeutungen, die unter diesem Lemma verhandelt werden, reichen von „persönlicher Ausstrahlung“, dem „gewissen Etwas“ bis zur „Kunst, andere zu verzaubern“. Viele Fundstellen geben Ratschläge, wie man Charisma erlernen könne und welche Säulen charismatisches Auftreten und Handeln haben müsse. Charisma ist zum Modewort geworden. Das war nicht immer so.

Charisma ist außeralltäglich

Durch Max Weber ist in die (religions-)soziologische Forschung der Begriff des Charismas hineingetragen worden. Weber definierte folgendermaßen: „‘Charisma’ soll eine als außeralltäglich (ursprünglich, sowohl bei Propheten wie bei therapeutischen wie bei Rechts-Weisen wie bei Jagdführern wie bei Kriegshelden: als magisch bedingt) geltende Qualität einer Persönlichkeit heißen, um derentwillen sie als mit übernatürlichen oder übermenschlichen oder mindestens spezifisch außeralltäglichen, nicht jedem andern zugänglichen Kräften oder Eigenschaften (begabt) oder als gottgesandt oder als vorbildlich und deshalb als ‘Führer’ gewertet wird“¹.

Die Unterscheidung von „alltäglich“ und „außeralltäglich“ entspricht der zwischen profan und sakral. Das Charisma ist dem normalen Alltagsleben enthoben. Der Träger des Charismas steht in einem bestimmten Sinn über seinen Mitmenschen. Wegen einer besonderen Fähigkeit oder Eigenschaft wird er als Führungspersönlichkeit anerkannt. Der Charismatiker bildet mit seinen Anhängern „eine Art charismatische Aristokratie“, deren Ausbreitung „eine charismatische Bewegung oder eine charismatische Gemeinde“ entstehen lässt². Ein personenorientiertes Charisma kann auf diese Weise entweder mit dem Tod des Charismatikers verlorengehen oder in „institutionencharismatische“ Herrschaft umgeformt werden. Es entsteht das „Amtscharisma“, das in ständige Konfrontation mit den je neu aufkommenden persönlichen Charismen tritt. Die Geschichte der Kirche läßt sich nach der Weberschen Schule weitgehend unter dem Gesichtspunkt der Durchsetzung des Amtscharismas schreiben.

Doch bleibt ein Hindernis gegen die Nivellierung der persönlichen Charismen bestehen, das gleichzeitig als innovatorischer Katalysator wirkt. In seiner Einleitung zur *Wirtschaftsethik der Weltreligionen* spricht Max Weber von der „ungleichen reli-

¹ WEBER, Max, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*, 5. Aufl., Tübingen 1985, 179.

² WEBER, Max, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*, 5., rev. Aufl., Tübingen 1985, 255.

giösen Qualifikation der Menschen“³. Der Massenreligiosität sei eine „heroistische“ oder „Virtuosen-Religiosität“ gegenüberzustellen, die sich in allen soziologischen Gebilden in der Antinomie von Bürokratie und Aristokratie fände: „Verbände, welche nur die religiös Qualifizierten in sich aufnahmen, endlich alle Mönchsgemeinschaften der ganzen Erde waren in diesem Sinne ständische Träger einer Virtuosen-Religiosität“⁴. Die Domestizierung *einer* Form der Virtuosen-Religiosität führte so in der Geschichte der Kirche zur Entstehung einer neuen: Die großen Charismatiker der Ordensgeschichte (Benedikt, Franziskus, Dominikus, Ignatius) und ihre Gründungen lebten in der Spannung zwischen ihrer Integration in die Großkirche oder Ausgrenzung als Häretiker. Die Einbeziehung in die kirchlichen Strukturen und die Domestizierung von Charismen geschah bei den Ordensgründungen nie ohne Spannungen.

Charisma bei P. Kentenich

Diese Definition von Charisma hatte auch P. Joseph Kentenich im Sinn, als er in den Auseinandersetzungen der 1950er Jahre darauf Bezug nahm. Er unterschied zwischen Gründungen mit einer hierarchischen und solchen mit einer charismatischen Sendung: „Sie wissen, daß wir unter charismatischer Sendung eines Institutes inhaltlich eine Aufgabe verstehen, die zwar in kirchlicher Vergangenheit wurzelt und in das augenblickliche kirchliche Leben hinein will, aber über die gegenwärtig herrschenden Strömungen weit hinausgeht. Die hierarchische Sendung darf als Exponent einer bereits herrschenden Strömung und als Antwort auf ein stark empfundenes und anerkanntes Zeitbedürfnis angesprochen werden.“⁵ Acht Jahre später fügt er bei: Eine charismatische Sendung setzt „eine gleichgeartete Sendung ratione subjecti voraus, d.h. eine Person oder einen Personenkreis, dem Gott diese spezielle Berufung erstmalig gegeben hat und der sie seiner Gefolgschaft weiterleitet. Wo es sich um den Apostolischen Weltverband handelt - also nicht nur um die Idee des universellen Apostolates -, wird Pallotti als Charismatiker vorausgesetzt und genannt. Wo aber Schönstatt mit seinen eigenständigen und eigengesetzlichen Elementen, die allesamt in gleicher Weise deutlich in die Zukunft weisen, in Frage kommt, wird keine Person genannt. Das ist dahin zu erklären, dass ich mich persönlich niemals als Charismatiker aufgefasst und ausgegeben habe...“⁶

³ WEBER, Max, *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I* (UTB 1488), Tübingen 1988 259.

⁴ WEBER, Max, *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I* (UTB 1488), Tübingen 1988 260.

⁵ Brief an P. Adalbert Turowski, 24. April 1952.

⁶ Studie 1960, 192.

Charisma im Zweiten Vatikanum

Diese Äußerungen wurden vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil gemacht. In der Kirchenkonstitution „Lumen gentium“ (LG 12) nimmt die Kirche eine Akzentverschiebung vor. Charismen sind „besondere Gnaden, durch die er [der Heilige Geist, JS] sie [die Gläubigen jeglichen Standes, JS] geeignet und bereit macht, verschiedene für die Erneuerung und den weiteren Aufbau der Kirche nützliche Werke und Pflichten zu übernehmen“. Weiter heißt es: „Solche Gnadengaben, ob sie nun sehr leuchtend oder auch schlichter und weiter verbreitet sind, sollen mit Danksagung und Trost angenommen werden, da sie den Erfordernissen der Kirche besonders angepasst und nützlich sind.“

Ein erster Schritt zu einem stärker am Wirken des Heiligen Geistes orientierten Kirchenbild war vollzogen. Aber eben nur ein erster. Charismen wurden durch das Konzil zwar aus ihrer Exklusivität herausgehoben, aber nach wie vor einer starken Prüfung durch die Hierarchie unterworfen. Immerhin öffnete LG 12 den Weg zu einem verstärkten Engagement von Laien in der Kirche, das wertgeschätzt wurde und in seiner Eigenständigkeit anzuerkennen war.

In jüngster Zeit wird nun der Begriff Charisma in kirchlichen Dokumenten wieder häufiger verwendet, ja wird zu einer zentralen Kategorie des Handelns erkoren. Drei Beispiele seien ausführlicher besprochen

Gemeinsam Kirche sein

In den Jahren 2011-2015 führte ein von Erzbischof Robert Zollitsch initiiertes Gesprächsprozess Verantwortliche aus der deutschen Kirche zusammen. Der Abschlussbericht wies darauf hin, dass die Kirche in Deutschland „den Übergang von einer priesterzentrierten zu einer partizipativen Kirche, die allen Talenten, Begabungen und Charismen im Gottesvolk Raum gibt, noch lange nicht geschafft“ habe. Die Konsequenz, die daraus gezogen werden müsse:

„Alle in der Seelsorge Tätigen müssen lernen, Charismen, Kompetenzen und Dienstbereitschaft der Gläubigen zu entdecken, anzuerkennen, zu fördern und zu entwickeln. Dies ist ein entscheidender Beitrag für die Kirche der Zukunft, die immer mehr auf den individuellen Glaubensenthusiasmus, das persönliche Zeugnis und die vielfältigen Fähigkeiten aller Gläubigen angewiesen sein wird. Im Gesprächsprozess wurde deutlich: Eine auf die Charismen hin orientierte Pastoral darf nicht einfach als Antwort auf den Mangel an Priestern und Hauptamtlichen verstanden werden, womit die ehrenamtlichen Laien letztlich doch nur als Lückenbüßer erhalten müssen. Sie ist vielmehr die Antwort auf die biblische Forderung an alle Gläubigen, sich als ‚lebendige Steine‘ ins ‚geistige Haus‘ der Kirche einzufügen (1 Petr 2,5).“

Die Aussagen sind deutlich: Selbst wenn die Zahl der Hauptamtlichen in der Kirche, besonders die der Priester, den gegenwärtigen Stand weit übersteigen wür-

de, wäre es unangemessen und dem biblischen Auftrag zur Kirchwerdung nicht entsprechend, wieder zu einer kleriker- und priesterzentrierten Kirche zurückzukehren. Unterstrichen wurde dieser Befund in einem Pastoral Schreiben, das die deutschen Bischöfe zum Ende des Gesprächsprozesses veröffentlichten. In „Gemeinsam Kirche sein“⁷ lautet das zweite Kapitel: „Die vielen Charismen sind der Reichtum der Kirche“.

Ausführlich wird in dem Schreiben Bezug genommen auf die paulinische Lehre von den Charismen. In seinem ersten Brief an die Korinther (1 Kor 12,8-10) und im Römerbrief (Röm 12,6-8) werden Gaben und Aufgaben genannt, die zum Teil mit der Leitung der Gemeinde zu tun haben, zum Teil besondere Befähigungen von Menschen beschreiben, wie das Trösten, Heilen, die Glaubenskraft und die Barmherzigkeit. Charismen sind also Begabungen, die in einem Menschen angelegt sind, die aber erst durch einen Impuls von außen geweckt werden. Sie zielen darauf, dass sie über die Einzelperson hinaus auf die Gemeinschaft verweisen. „Wie die Charismen in der Gottesbeziehung Lob und Dank an Gott ausdrücken, so bringen sie in den Beziehungen zu den Nächsten solidarisch-helfende, Glauben weckende und Gemeinschaft stiftende Lebenszusammenhänge hervor.“ (S. 21) Rückendeckung erfährt diese Argumentation von Papst Franziskus, der in „Evangelii Gaudium“ betonte: „Ein deutliches Zeichen für die Echtheit eines Charismas ist seine Kirchlichkeit, seine Fähigkeit, sich harmonisch in das Leben des heiligen Gottesvolkes einzufügen zum Wohl aller.“ (EG 130)

Charismen dienen der Sendung und Sammlung der Kirche. In diesem Sinn verweist das bischöfliche Schreiben auf die Eucharistiefeier am Sonntag, „in der die Einheit der vielen verschiedenen Charismen in der Kirche immer wieder von neuem sakramental vertieft wird“ (S. 24). Die Überlegungen über die Art der Sonntagseucharistie, ob zentral oder dezentral, unter Beteiligung möglichst vieler in ihren Rollen und Aufgaben, wirken an dieser Stelle des Schreibens etwas deplatziert, wenn man bedenkt, dass es letztlich auf das eine Charisma des geweihten Priesters ankommt, damit eine solche Feier überhaupt in der Vollform stattfinden kann.

Der nächste Abschnitt versucht mögliche Enttäuschungen wieder zurückzunehmen. Der eigentliche Grund für die christliche Würde liegt in der Taufe und Firmung. Die Priesterweihe kann dieses „Geschenk Gottes“ (S. 28) nicht mehr steigern. Mit ermunternden Worten wird das Kapitel beendet: „Vor diesem Hintergrund sind alle in der Kirche zu einem neuen Vertrauen auf die Charismen jedes Christen und jeder Christin eingeladen. Sie ermöglichen eine Vielfalt, die sich in den vielen Ämtern, Diensten und Berufungen äußert. Es ist dieses Vertrauen und Zutrauen, das Kooperation im gegenseitigen Respekt vor den unterschiedlichen Gaben und Aufgaben ermöglicht. Vor allem für die Priester und für alle, die hauptberuflich in der Kirche tätig sind, gilt, dass sie ihren Aufgaben nur gerecht werden, wenn sie al-

⁷ Deutsche Bischofskonferenz (Hrsg.) *„Gemeinsam Kirche sein“*. Wort der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral. 1. August 2015 (Die deutschen Bischöfe Hirten schreiben, Erklärungen 100), Bonn 2015.

le Gläubigen ermuntern, sich mit ihren je persönlichen Charismen in das Leben der Kirche einzubringen.“ (S. 28)

„Gemeinsam Kirche sein“ geht einen wesentlichen Schritt in der Wahrnehmung und der Akzeptanz von Charismen in der Kirche. Konkreter wurde die Diözesansynode im Bistum Trier.

Charismen vor Aufgaben

Im Verlauf der Beratungen der Diözesansynode zeigte sich, dass eine Neuordnung der Pastoral im Bistum Trier nicht ohne Perspektivwechsel möglich wäre. So wurden aus den weit über 100 Seiten Empfehlungen der zehn Sachkommissionen vier Schwerpunkte gewählt, die Veränderungen markieren sollten: „Vom Einzelnen her denken“ – „Charismen vor Aufgaben in den Blick nehmen“ – „Weite pastorale Räume einrichten und netzwerkartige Kooperationsformen verankern“ – „Das synodale Prinzip bistumswweit leben“. Jeder dieser vier Perspektivwechsel zeigt Spannungen an und ist nur mit Abschieden vom bisherigen Handeln zu realisieren.

Bereits im Prozess der Synode war die Charismenorientierung Thema einer Sachkommission. Es zeigte sich dabei, dass die Unterscheidung zwischen Gaben, Begabungen, Fähigkeiten und Charismen nicht leicht zu treffen ist. Die Übergänge erweisen sich als fließend. Begabungen können und müssen wachsen. Dafür müssen sie zunächst einmal als solche erkannt werden. Es braucht Menschen, die Charismen entdecken können. Dann müssen Menschen mit ihren Fähigkeiten gefördert werden. Konkret gesprochen: Nicht um das Abarbeiten von Aufgaben geht es, für die Personen gesucht werden, sondern darum, Persönlichkeiten zu stärken, damit sie sich mit ihren je eigenen Fähigkeiten in eine Gemeinschaft einbringen können. Selbstverständlich bleiben bestimmte Aufgaben immer bestehen und sowohl Haupt- wie Ehrenamtliche dürfen sich nicht gänzlich davor drücken (ein immer wieder genanntes Beispiel sind die praktischen Tätigkeiten wie Tische und Bänke beim Pfarrfest aufstellen oder das unvermeidliche Abspülen hinterher), aber eine konsequente Charismenorientierung eröffnet neue Möglichkeiten und ist gleichzeitig ein Plädoyer für Pluralität unter Gemeinden und Gemeinschaften. (Wenn in der Spiritualität Schönstatts jedes Kapellchen und jedes Zentrum einen besonderen Namen, ein spezielles Ideal trägt, wird dadurch das je eigene Charisma ausgedrückt, das in vielen Kleinigkeiten und Originalitäten die Unterschiede zwischen den Menschen, deren spiritueller Mittelpunkt das jeweilige Marienheiligtum ist, offensichtlich macht.)

Auf dem Hintergrund der paulinischen Charismenlehre bekennt sich die Synode des Bistums Trier dazu, „dass die Gaben, mit denen Gottes Geist die Getauften ausstattet, im Leben der Kirche von Trier zur Geltung kommen sollen“, und benennt als Kriterium, „ob und wie sie zum Aufbau christlicher Gemeinschaft in der Gesellschaft beitragen, wie sie tätige Nächstenliebe verwirklichen helfen, wie durch sie Gottesdienste inspiriert werden und wie mit ihnen das Evangelium weitergesagt werden kann“. Es ist ein optimistischer Blick auf die Getauften in den Gemeinden,

denen zugetraut wird, sich nicht nur in bisherige Aufgabenfelder einzubringen, sondern auch neue Wege zu entdecken und zu gehen.

Spannungen zeigen sich dann, wenn im normalen Leben der Gemeinde (und ähnlich gilt das auch für das Leben Geistlicher Gemeinschaften und Bewegungen) der Rhythmus der Aufgaben im Jahreskreis unverrückbar fest zu sein scheint. Das betrifft die Abfolge der Sakramentenkatechese (Erstkommunion und Firmung) ebenso wie das obligatorische Pfarrfest mit eingespielter Aufgabenverteilung für die immer gleichen Personen, die seit Jahren „traditionell“ Verantwortung tragen. Der Perspektivwechsel möchte Mut zur Unterbrechung machen, um auch Anderen die Möglichkeit zu geben, sich mit ihren Fähigkeiten in bestehende Aufgaben einzubringen oder Neues zu beginnen. In Verbindung mit dem Perspektivwechsel „Vom Einzelnen her denken“ kann dadurch manche Berufung entdeckt werden und wachsen. Abschied heißt also: es muss nicht alles so weitergehen, wie es – scheinbar – schon immer war. Gleichzeitig verlangt der Perspektivwechsel eine Veränderung in der Leitungsstruktur: Priester und Hauptamtliche, aber auch langjährig engagierte Ehrenamtliche, müssen eine ihrer wesentlichen Aufgaben darin sehen, Charismen zu entdecken. Ein führender Kommunalpolitiker richtet bei Einstellungsgesprächen zwei Fragen an Bewerber: Was kannst Du einbringen, damit unsere Institution besser wird? Was kann unsere Institution tun, damit Du besser wirst?

Dafür freilich braucht es Zeit und Muße. Der Perspektivwechsel hin zur Charismenorientierung steht deshalb in einer Spannung zu den aufgrund des Personal mangels, der nicht nur die rapide abnehmende Zahl der Priester betrifft, immer größer werdenden pastoralen Einheiten. Diese Situation betrifft aber nicht nur die Diözesen, auch die Orden und Bewegungen leiden darunter. Angesichts der Überalterung der Priester und vor allem der Schwestern sowie der geringer werdenden Zahl von Seelsorgerinnen und Seelsorgern insgesamt muss man damit rechnen, dass sich die Situation in den nächsten Jahren dramatisch verschärfen wird. Die Förderung von Charismen in Verbindung mit dem Abschied von den selbst- oder fremdgesteuerten Erwartungen an Omnipräsenz und Vollständigkeit wird deshalb zur Überlebensfrage der Kirche werden. Unter den Bedingungen einer Missionskirche, wie sie die katholische Kirche in Deutschland de facto ist, bedeutet die Förderung von Charismen den endgültigen Abschied von einer Volkskirche, die von „Dienstleistungen“ lebt und darauf einen Anspruch zu haben meint. So schmerzlich das für traditionelle Gemeinden – und Bewegungen – auch sein mag: Der Einsatz von Personal wird sich nicht mehr in erster Linie an einem sowieso schon längst obsoleten Stellenplan ausrichten können, so dass „Stellen besetzt“ werden und Erwartungen einer immer kleiner werdenden Kerngemeinde erfüllt werden können. Es braucht ein Umdenken hin zu einem Einsatz gemäß den Fähigkeiten, die zu Charismen entwickelt werden möchten. Und es braucht den Freiraum dieser Personen, sich selber zu entwickeln, vor allem aber andere Menschen zu entdecken und zu fördern, in denen der Geist Gottes am Wirken ist.

Die Kirche verjüngt sich

Das jüngste Dokument, das sich mit dem Charisma in der Kirche beschäftigt, ist ein Schreiben der römischen Glaubenskongregation an die Bischöfe. „Iuvenescit ecclesia“⁸ behandelt die „Beziehung zwischen hierarchischen und charismatischen Gaben im Leben und in der Sendung der Kirche“. Die Kirche verjüngt sich durch die vielen Neugründungen von kirchlichen Vereinigungen und Bewegungen. „Als ‚Bewegungen‘ zeichnen sie sich im kirchlichen Panorama dadurch aus, dass sie als stark dynamische Gruppierungen eine besondere Anziehungskraft für das Evangelium zu wecken vermögen und auf einen tendenziell umfassenden christlichen Lebensentwurf abzielen, der alle Aspekte des menschlichen Daseins beinhaltet.“ Sie sind „erneuerte Formen der Nachfolge Christi“ und haben „eine besondere Form der Sendung und des Zeugnisses, die ein lebendiges Bewusstsein der eigenen christlichen Berufung wie auch bleibende Wege der christlichen Formung und Hilfen zur evangelischen Vollkommenheit fördert und entwickelt“. Beeindruckend an dem Schreiben ist die Ausführlichkeit, mit der die christliche Charismenlehre entwickelt wird, angefangen mit einem breiten neutestamentlichen Befund und der Lehre des Konzils bis zum Lehramt der Päpste in den letzten Jahrzehnten.

Seine Brisanz bekommt das Schreiben der Glaubenskongregation durch die Kriterien, mit denen die Kirchlichkeit der Charismen von Bewegungen geprüft und unterschieden werden kann: Primat der Berufung jedes Christen zur Heiligkeit - Einsatz für die missionarische Ausbreitung des Evangeliums - Bekenntnis des katholischen Glaubens - Zeugnis einer wirklichen Gemeinschaft mit der Kirche - Wertschätzung und Anerkennung anderer Charismen der Kirche in ihrer gegenseitigen Komplementarität - Annahme von Zeiten der Erprobung in der Unterscheidung der Charismen - Vorhandensein von geistlichen Früchten - Soziale Dimension der Evangelisierung.

Die meisten dieser Kriterien klingen selbstverständlich. Einige von ihnen richten sich gegen nicht eigens genannte Tendenzen zur Abschließung der Bewegung gegenüber anderen Aufbrüchen, zur Ungeduld bei länger dauernden kirchlichen Prüfungen und zu starken Sonderbräuchen. Charismatische Gaben werden wohl zunächst vor Ort, in einer bestimmten Teilkirche, geschenkt, tendieren aber zur Ausweitung auf die Gesamtkirche. Deshalb ist eine Anerkennung der Charismen durch das kirchliche Amt von großer Bedeutung. Beide Gaben, die hierarchischen und die charismatischen, sind zwar nach Aussagen des hl. Papstes Johannes Paul II. „wesensgleich“, der Hierarchie steht jedoch eine Aufsichtsfunktion zu:

„Im Blick auf die Beziehung zwischen hierarchischen und charismatischen Gaben ist es notwendig, auf zwei Grundkriterien zu achten, die beide zusammen beachtet werden müssen: a) Zum einen ist die charismatische Besonderheit der einzelnen kirchlichen Vereinigungen zu respektieren, die rechtliche Einengungen ver-

⁸ Vgl. http://www.vatican.va/roman_curia/congregations/cfaith/documents/rc_con_cfaith_doc_20160516_iuvenescit-ecclesia_ge.html.

meiden hilft, welche die vom spezifischen Charisma gebrachte Neuheit aufgeben würde. Die verschiedenen Charismen dürfen nämlich nicht bloß als undifferenzierte Ressource im Innern der Kirche betrachtet werden. b) Zum anderen ist die grundlegende kirchliche Ordnung zu berücksichtigen und die echte Einordnung der charismatischen Gaben in das Leben der Gesamt- und Teilkirche zu fördern. Dabei ist sicherzustellen, dass die charismatische Gruppierung sich nicht als Parallelgemeinschaft zum kirchlichen Leben auffasst, die nicht in einer geordneten Beziehung zu den hierarchischen Gnaden steht.“

Auch Papst Franziskus hat sich im Oktober 2016 noch einmal für eine genaue Prüfung neuer Gemeinschaften ausgesprochen. Zwar stehe jedem Bischof das Recht zur Gründung und Förderung von Bewegungen zu, doch müsse bedacht werden, dass der Episkopat eine Verantwortung für die gesamte Kirche trüge, wenn sich Gemeinschaften über den Rahmen eines Bistums hinaus ausbreiteten. Die prophetische Dimension eines Charismas zeige sich, wenn es sich mit der kirchlichen Gemeinschaft vertrage und eine Einbindung in die Ortskirche vorhanden sei.

Relevanz für eine „alte“ Bewegung

Charisma ist mehr als nur ein Modewort. In der Rede von den Charismen zeigt sich die Suche der Kirche nach ihrer Zukunft. Sicher steht im Hintergrund oft eine Mangelersahrung. Doch durch die geringer werdende Anzahl von Priestern wird gleichzeitig die pastorale Kreativität geweckt und theologische Wahrheiten werden neu entdeckt. Dass das Zweite Vatikanische Konzil die grundlegende Würde der Christen aus Taufe und Firmung so stark herausgestellt hat, ist zumindest in Europa weitgehend noch nicht nachvollzogen. „Kirche steht Kopf!“⁹ nennt der Hildesheimer Pastoraltheologe Christian Hennecke sein neuestes Buch. Sein Paradigmenwechsel möchte Pfarrei neu verstehen als „Gemeinschaft von Gemeinden“. Er sieht die Herausforderungen der Getauften in ihrer Berufung und Sendung, Volk Gottes zu sein und zu werden. In dieser Vision eines Zusammenwirkens von Räten und Leitungsteams bei der lokalen Kirchenentwicklung hat dann auch eine Berufungspastoral ihren sinnvollen Platz.

Hier kann auch eine Bewegung wie Schönstatt die eigene Tradition neu entdecken und lesen lernen. Unter dem Aspekt des Charismas bekommen das Persönliche und das Gemeinschaftsideal eine neue Strahlkraft. Die für Außenstehende komplizierte Differenzierung der Bewegung in Verbände, Bünde und Liga mit ihren an traditionellen Naturständen orientierten Gliederungen und Gemeinschaften wird als Zusammenschluss von Charismen neu verständlich. Allerdings gilt dabei auch, dass nicht alle Charismen für alle Zeit gegeben sind, sondern Wandlungen und Abschieden unterliegen und in Spannung stehen zu Tradition und Traditionen. Eine charismenorientierte Sichtweise schließt auch ein, dass nicht jedes Teilcharisma für

⁹ HENNECKE, Christian, *Kirche steht Kopf: Unterwegs zur nächsten Reformation*, Münster 2016.

alle Zeit gegeben ist. Biblisch gesprochen: Zur Zeit der Berufung des Propheten Samuel „waren Worte des Herrn selten; Visionen waren nicht häufig“ (1 Sam 3,1). Und auch die neutestamentlichen Charismen, wie sie der Apostel Paulus in seiner Gemeinde in Korinth wahrnahm, waren keineswegs in allen Gemeinden vorhanden. Manche Gemeinden brauchten eine dauerhafte, starke Leitung, für andere genügte ein regelmäßig vorbeikommender Wanderprediger. Diese Pluralität kann auch einer heutigen Pastoral der Charismen zum Vorbild dienen.

M. PIA BUESGE

VOR 50 JAHREN – DIE „BERGPREDIGTEN“ PATER KENTENICHS

Nach seiner Heimkehr aus dem Exil am Heiligen Abend 1965 wartete auf unseren Vater und Gründer am Ursprungsort Schönstatt und darüber hinaus eine Fülle von Arbeit. Pater Monnerjahn schreibt in seiner Biographie:

„Der heimgekehrte Gründer nahm, wie 1945, die Zügel seines Werkes ohne Aufschub in die Hand. Seine Energie schien trotz seines hohen Alters von 80 Jahren ungemindert und ungebrochen. Der Kontakt mit den Menschen, die Gott ihm anvertraut hatte, gab seinen Kräften Flügel, in einem Maße, dass er sich selbst und die Zeit vergaß und ein Arbeitspensum auf sich nahm, das einem viel Jüngeren alle Ehre gemacht hätte.“¹⁰

Genau das ist auch mein ganz persönlicher Eindruck, wenn ich in die Chronologie der drei letzten Lebensjahre unseres Gründers hineinschaue und vieles nachtrage, was von seiner immensen Tätigkeit inzwischen wieder ans Tageslicht gekommen ist.

Im ersten Jahr, 1966, hielt er allein über dreißig Exerzitienkurse: sieben für Priester, sieben für die Frauen von Schönstatt, ein Kurs für die Marienbrüder, vierzehn Kurse für die Marienschwestern - mit Vorträgen, deren Thematik jeweils wechselte, und mit Tausenden von einzelnen Beichtgesprächen.

Darüber hinaus hielt Pater Kentenich im Laufe dieses Jahres 38 größere Tagungen und Konferenzen für Priester und Laien, 42 längere Vorträge und eine große Anzahl von kürzeren Ansprachen zu den verschiedensten Anlässen. In Zahlen nicht zu fassen ist die von morgens bis abends nicht abreißende Kette von Besuchern aus der ganzen Welt.

Zu nennen sind außerdem mehrere Reisen zu einzelnen Schönstattzentren in Deutschland, ein mehrwöchiger Aufenthalt in Rom, die Besuche bei einer Reihe deutscher Bischöfe, eine umfangreiche Korrespondenz, viele Telefonate und jeden Tag, wo immer Pater Kentenich sich zeigte, viele ungeplante Begegnungen mit Menschen, denen er ein offenes Ohr, einen freundlichen Blick, ein helfendes Wort schenkte.

Mit dieser Überfülle an Arbeit, so haben wir vor 50 Jahren unseren Gründer hier in Schönstatt erlebt. Und dabei blieb er stets die Ruhe in Person, ganz für das Gegenüber da, ein Abbild des sicher führenden, kraftvoll erziehenden, aber immer auch barmherzig liebenden Vatergottes.

Zu den Vorträgen größeren Stils, die Pater Kentenich vor 50 Jahren hielt, gehört unter anderem die Kategorie der „Bergpredigten“.

¹⁰ E. Monnerjahn, Pater Joseph Kentenich. Ein Leben für die Kirche, 3., erw. Aufl., Valendar-Schönstatt 1990, S. 309.

Was ist mit den „Bergpredigten“ gemeint, und wie kam es dazu?

Nach der Rückkehr Pater Kantenichs aus dem Exil ist es verständlich, dass die ganze Schönstattfamilie, alle Gliederungen und Stände, darauf drängen, nach Schönstatt zu kommen und den Gründer nach der langen Zeit seiner 14jährigen Abwesenheit, endlich wiederzusehen oder ihn erstmalig zu sehen und zu erleben.

Im Frühjahr beginnen die Treffen der einzelnen Gliederungen. Alle melden sich auch bei Pater Kantenich an und bitten um eine Begegnung mit ihm. So spricht er schon am 25. März zur Frauenliga, im April folgen Vorträge für den Krankbund, für Jungmänner, Familien, Mädchenjugend, Schönstattmütter und Ligistinnen.

Am 1. Mai 1966 sind besonders viele Schönstätter und Wallfahrer nach Schönstatt gekommen, um hier den Maimonat zu beginnen: Mitglieder der Frauenliga und der Mädchenjugend, Schönstattmütter, die am Abend noch nach Cambrai weiterfahren wollen, und solche, die extra zum Maieinzug gekommen sind. Sie alle haben den einen großen Wunsch, dem Gründer zu begegnen.

Pater Kantenich ist bereit, um 14.30 Uhr für alle, die nach Schönstatt gekommen sind, aber auch für alle, die am Ort Schönstatt leben, eine Ansprache zu halten. Der Platz in der Hauskapelle des Schulungsheimes reicht nicht für die vielen, die ihn hören wollen. So findet der Vortrag im Freien statt, vor dem Heiligtum auf Berg Schönstatt. Das Wetter macht mit. Die Schwestern tragen Bänke und Stühle auf den Platz. Für Pater Kantenich wird ein Podium aufgestellt, und ein Lautsprecher ist bereit, seine Worte zu allen hinzutragen, die in weitem Rund vor ihm sitzen bzw. stehen.

Der Gründer spricht eineinhalb Stunden lang zu seiner Familie. Die Natur und das ganze Ambiente dieses schönen ersten Maitages regen Pater Kantenich an, nach dem Schlussegen spontan zu äußern:

„Ich glaube, das ist so ein ähnliches Bild, wie es in der Heiligen Schrift dargestellt wird¹¹: (Der) Heiland hat die acht Seligkeiten verkündigt.“¹²

Mit diesem Wort sind die „Bergpredigten“ von 1966 gleichsam aus der Taufe gehoben. Der Ausdruck wird spontan aufgegriffen und von da an gebraucht für die sonntäglichen Predigten des Gründers, die meist um 15 Uhr beginnen und jeweils an die ganze Schönstattfamilie gerichtet sind.

Bei gutem Wetter finden die „Bergpredigten“ im Freien statt, bei schlechtem Wetter in der Hauskapelle des Schulungsheimes, wobei der Vortrag dann auf alle angrenzenden Flure und Treppenhäuser übertragen werden muss, weil die Hauskapelle allein die vielen Zuhörer nicht fassen kann.

Pater Kantenich bringt noch öfter den Vergleich mit der Bergpredigt Jesu ins Spiel. So am 14. August, wenn er sagt:

¹¹ In der Bergpredigt, Mt 5,1-12.

¹² Propheta locutus est. Vorträge und Ansprachen von Pater J. Kantenich aus seinen drei letzten Lebensjahren, bearbeitet und herausgegeben von den Schönstattpatres (im Folgenden abgekürzt: PLE), Bd. IV, S. 248.

„Bergpredigt – Sie wissen, was das bedeutet. Predigt vom Berge aus. Ich möchte dem Wort aber jetzt scherzhaft auch noch eine andere Deutung geben: Predigt für die Berge. Welche Berge sind hier gemeint? Berge, die hoch zum Himmel emporstreben.“¹³

Erklärend fügt er hinzu, mit solchen Bergen seien die Gemeinschaften zu vergleichen, die heute so zahlreich hier vertreten seien, die Schönstatt-Mädchenjugend und die Bundesschwestern. Noch eine dritte Deutung, eine Deutung inhaltlicher Art, fügt er an mit den Worten:

„Wir bewegen uns auf Bergeshöhen, wenn wir nun eine Bergpredigt halten über den Stand der Jungfräulichkeit.“¹⁴

Über die zunächst in landschaftlicher Hinsicht bestehende Ähnlichkeit mit der Bergpredigt Jesu und eine mehr scherzhafte Anwendung auf die Zuhörerschaft klingt in diesen letzten Worten eine tiefere Dimension an: Bei den Bergpredigten Jesu und bei den „Bergpredigten schönstattischer Art“¹⁵ geht es um berghohe Zielsetzungen, schlechthin um das Ideal der Heiligkeit.

Seine letzte „Bergpredigt“ am 18. Oktober 1966, bei der über Tausend Zuhörer anwesend sind, beginnt der Gründer Schönstatts mit den Worten:

„Meine liebe Schönstattfamilie! Es ist wieder einmal ein wunderschönes Bild. Ich glaube, wenn der Heiland heute eine Bergpredigt zu halten hätte, der wüsste gar nicht, was er zu sagen hätte, so würde er sich freuen.“¹⁶

Diese Worte spiegeln wider, welche Freude Pater Kentenich selbst an den originellen „Bergpredigten“ in Schönstatt hat.

Die Zählung dieser „Bergpredigten“ liegt nicht eindeutig fest. In einem weiteren Sinn könnte man die drei Vorträge aus dem Jahr 1966, die Pater Kentenich in der Aula der Marienschule für verschiedene Gemeinschaften hält, zu denen aber die ganze Schönstattfamilie am Ort jeweils hinzukommen darf, auch als „Bergpredigten“ ansehen.¹⁷ Oder man könnte die vielen kürzeren Ansprachen, die er an Werktagen auf Berg Schönstatt für einzelne Gliederungen hält, ebenfalls dazurechnen.

Aber es scheint doch am sinnvollsten zu sein, nur diejenigen Vorträge als „Bergpredigten“ zu bezeichnen, die Pater Kentenich jeweils am Sonntag, meist um 15 Uhr, für die gesamte Schönstattfamilie hielt, entweder vor dem Heiligtum auf Berg Schönstatt oder in der Hauskapelle des Schulungsheimes.

Von diesen Vorträgen, die gleichsam eine Gattung eigener Art darstellen, gibt es insgesamt zwölf. Sie reichen vom Mai bis zum Oktober 1966. In den darauffol-

¹³ PLE, Bd. IX, S. 10 f.

¹⁴ PLE, Bd. IX, S. 11.

¹⁵ PLE, Bd. VIII, S. 101 (Vortrag am 07.08.1966).

¹⁶ PLE, Bd. XI, S. 251.

¹⁷ Es sind die Vorträge am 02.07.1966 (beim Wallfahrtstag der Schönstattmütter), am 11.09.1966 (beim Gemeinschaftstag der Krankenliga), am 18.09.1966 (für die Teilnehmer an der neu eingeführten Feier des Bündnistages nach dem Exil des Gründers).

genden Jahren gibt es solche „Bergpredigten“ nicht mehr. Sie sind etwas ganz Typisches für das erste Jahr nach der Heimkehr des Gründers aus dem Exil. Es lohnt sich, diese Predigten am Stück durchzulesen, sie aufmerksam zu betrachten und zu bedenken, sie aber auch ins Herz aufzunehmen und immer mehr Leben werden zu lassen.

Was sind die grundlegenden Themen und Anliegen, die Pater Kentenich bei seinen „Bergpredigten“ 1966 bewegten?

Einen wichtigen Hinweis dazu gibt uns Pater Kentenich selbst. Am 19. Juni 1966 beginnt er seinen Vortrag mit den Worten:

„Langsam bildet sich der sonntägliche 3-Uhr-Vortrag als ein Brauch heraus. Das mag für uns alle mehrfach von Bedeutung sein. Für mich persönlich – ich darf sagen, ich freue mich, auf solche Weise Ihnen allen (...) ein Wort des Dankes zu sagen für die erwiesene Treue in den verflochtenen harten Kampfesjahren, aber auch gleichzeitig die Möglichkeit zu haben, (...) uns gemeinsam tiefer einzuführen in die Sendung der Gottesmutter für die heutige Zeit. Und Sie mögen Gelegenheit haben, sich selber einander besser kennen zu lernen und so den Familiencharakter unserer Gesamtfamilie tiefer zu kosten, tiefer zu erleben.“¹⁸

Ein Wort des Dankes

Gleich die erste „Bergpredigt“ am 1. Mai beginnt mit einem ausdrücklichen Dank an die Gottesmutter und den Dreifaltigen Gott für ihr Wirken in der vergangenen Geschichte Schönstatts, besonders in den letzten schweren Jahren der Auseinandersetzung mit der Kirche. Pater Kentenich bezeugt mit großer Wärme:

„Die Gottesmutter hat ein eigenartiges Liebesbündnis mit uns geschlossen. Sie ist diesem Liebesbündnis in allen Situationen, nicht zuletzt seit 1951, treu geblieben, und (sie) hat reiche (...) Früchte dieses Liebesbündnisses gezeitigt.“¹⁹

Nachdem er diese Linie im Einzelnen entfaltet hat, spricht er, mit ebenso großer Wärme, seinen persönlichen Dank an die ganze Schönstattfamilie aus:

„Wie häufig sagen wir von der Gottesmutter: Was wären wir geworden ohne dich! (...) Ich meine, nein, ich bin überzeugt, dass ich das Wort auch wiederholen darf, wenn ich an die gesamte Familie denken: Was wäre ich geworden ohne die gesamte Familie? Ich wäre wahrhaftig nicht ungebrochen aus all diesen Kämpfen hervorgegangen. (...) Aber auch darüber hinaus stände ich jetzt nicht wieder frei vor der Familie.“²⁰

Am 22. Mai wiederholt er dieses Bekenntnis und wendet es ausdrücklich auch auf die Schönstattjugend an, die bei dieser Bergpredigt besonders stark vertreten

¹⁸ PLE, Bd. VII, S. 84.

¹⁹ PLE, Bd. IV, S. 222.

²⁰ PLE, Bd. IV, S. 247.

ist. Ihren Laienführern, die neben ihrer Arbeit bzw. ihrem Studium für den Aufbau der Jugend ihre ganze Kraft geschenkt haben, spendet er ein besonderes Lob.²¹

Den Heimatvertriebenen dankt er am 7. August vor allem dafür, dass von ihrem Kreis nach dem Zweiten Weltkrieg die Anregung ausging, den 18. jeden Monats als Bündnistag zu begehen, eine Bündnismesse zu feiern und ein Bündnisbuch anzulegen.

Wiederholt schneidet der Gründer Schönstatts in den „Bergpredigten“ das Thema der Dankbarkeit an. Man spürt es deutlich, wie sehr ihn die Treue seiner Gefolgschaft in der vergangenen schweren Zeit bewegt. Treue ist ja bekanntlich das Einzige, was ihm Tränen entlocken konnte.

Die Sendung der Gottesmutter für die heutige Zeit

Pater Kantenich betont es immer wieder: Es geht ihm um die Sendung der Gottesmutter für die heutige und für die kommende Zeit. Dieser aktuelle Bezug ist ihm wichtig.

Wohl alle, die die „Bergpredigten“ Pater Kantenichs hören, spüren, dass er gut informiert ist über das Geschehen im Raum der Kirche und der Welt. Er weiß Bescheid um die Diskussionen im Konzil, auch um das Ringen zum Thema Maria und ihre Beziehung zur Kirche. Er kennt die Entwicklungen in der menschlichen Gesellschaft, besonders im Hinblick darauf, was sich in ihrer kleinsten, aber bedeutsamsten Zelle, im Raum der Familie, tut.

Auch als Verbannter in Milwaukee hat er mit wachem Blick den Zeitgeist in sich aufgenommen, um daraus den Geist der Zeit zu erkennen und Einblick in Gottes Pläne zu gewinnen. Er lebte zwar 14 Jahre lang im Abseits, aber nicht „hinter dem Mond“. Er stand und steht weiterhin mitten im Leben und kennt vor allem die menschliche Seele mit ihren geheimen Wünschen und Sehnsüchten, mit ihren Freuden und Leiden, mit ihren Problemen und Schwierigkeiten, und er hat ein Leben lang versucht, Menschen, die zu ihm kamen, in ihren Nöten zu helfen.

Nebenbei gesagt, die Tagebuchnotizen von Bischof Tenhumberg während des Zweiten Vatikanischen Konzils, deren ausgezeichnete Herausgabe²² wir Pater Schmiedl verdanken und in die vieles aus den Gesprächen von Bischof Tenhumberg mit Pater Kantenich eingeflossen ist, haben Kardinal Reinhard Marx, den Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, staunen lassen, wie sehr der Gründer Schönstatts um die Strömungen in der damaligen Zeit Bescheid wusste und wie treffend seine Analyse der Situation von Kirche und Welt war.

Es war eine wichtige Maxime im ganzen Leben und Wirken Pater Kantenichs, Gottes Stimme aus den Zeichen der Zeit zu erkennen. Er sagte einmal: „Wer mich bildlich darstellen will, muss es so tun: das Ohr am Herzen Gottes, die Hand am

²¹ Vgl. PLE, Bd. VI, S. 106 und 120.

²² Heinrich Tenhumberg, Als Weihbischof auf dem Konzil. Tagebuchnotizen 1962-1965, hrsg. von Joachim Schmiedl, Münster 2015.

Pulsschlag der Zeit.²³ Dass der Gründer der Schönstattbewegung auch noch mit 80 Jahren die Hand am Pulsschlag der Zeit hat, kann man vielen Äußerungen seiner „Bergpredigten“ entnehmen. Nur einige Beispiele dafür:

Zur Situation des Menschen in der Welt von heute:

Wir leben „in einer Zeit, die an sich nur das Irdische greift, in einer Zeit, die den äußeren Reizen des heutigen Lebens ausgesetzt ist und immer in Gefahr schwebt, deren Sklave zu werden.“²⁴ „Der heutige Mensch erlebt sich selber als Schöpfer der Schöpfung. (...) Daraus natürlich ein total andersgeartetes Lebensgefühl.“²⁵ Wir dürfen annehmen, „dass die heutige Zeit innerlich und äußerlich terrorisiert wird durch teuflische Mächte“.²⁶

Zur Situation der Frau:

„Auch die Frauennatur fängt an, innerlich und äußerlich verwirrt zu werden. Es erweckt ja schier den Eindruck, als wenn die Entwicklungstheorie sich nun auch langsam auf die Wandlung der Frauennatur anwenden ließe, und zwar in einem Maße, als könnte man (...) erwarten: Die Frau (...) ist morgen, übermorgen dem Manne gleich. Wenn dem so wäre, dann müssten wir schier erwarten: Wenn die Frau Mann geworden, dann wird wahrscheinlich der Mann Frau werden müssen. Verstehen Sie bitte, welch ein geistiger Wirrwarr uns heute bevorsteht! Wahr ist natürlich – und das ist eine überaus schöne Frucht der sogenannten Frauenemanzipation. (...) Die Erkenntnis: Beide Geschlechter sind nicht gleichartig, wohl aber gleichwertig.“²⁷

Was Maria angeht:

Heute heißt es: „Die Gottesmutter hat ihre Sendung erfüllt; jetzt stehen wir vor einer neuen Etappe der Welt- und der Kirchengeschichte.“²⁸ „Auch von Dächern, unter denen Katholiken wohnen“ klingt uns heute die Parole entgegen: „Weg mit der Gottesmutter! Oder doch (wenigstens): Vorsicht mit der Liebe zur Gottesmutter!“²⁹

Fast alle „Bergpredigten“ Pater Kentenichs verfolgen das Ziel, für die Stellung der Gottesmutter im Heilsplan Gottes und für ihre Sendung, die sich daraus ergibt, neu zu begeistern. Er möchte in unseren Herzen die Liebe zur Gottesmutter und

²³ Brief an Pater Alex Menningen, 14.03.1955 (unveröffentlicht).

²⁴ PLE, Bd. VI, S. 14 (Vortrag am 19.05.1966).

²⁵ PLE, Bd. VI, S. 267 f. (Vortrag am 05.06.1966).

²⁶ PLE, Bd. IV, S. 226 (Vortrag am 01.05.1966).

²⁷ PLE, Bd. VI, S. 267 (Vortrag am 05.06.1966).

²⁸ PLE, Bd. VI, S. 290 f. (Vortrag am 05.06.1966).

²⁹ PLE, Bd. VI., S. 265 (Vortrag am 05.06.1966).

die Einsatzbereitschaft für ihre überzeitliche und deshalb immer aktuelle Sendung wecken und vertiefen.

So spricht er zum Beispiel mit großer Wärme über ihr Königtum an der Seite Christi, über ihre Schönheit als apokalyptische Frau: als Sonnenfrau, Sternenfrau und Mondüberwinderin. Er prägt die starken Worte, dass die Person der Gottesmutter und die Liebe zu ihr gegenwartsmächtig und zukunftssträchtig sind. Er spricht über unsere Gemeinsamkeit mit der Marienverehrung der Marianischen Kongregation, die darin besteht, dass auch wir in unserem schönstättischen Bündnisgebet Maria zu unserer Herrin, Fürsprecherin und Mutter erwähnen. Er greift einen Titel der Gottesmutter auf, der in die Gründungsurkunde Schönstatts eingegangen ist, den Titel: Unsere Liebe Frau. Er versteht es meisterhaft, jedem dieser Worte eine Fülle von Inhalt zu entlocken. Er entfaltet die Geschichte, die Bedeutung und den Lebenswert des Wortes, das im Lichtrahmen unseres Heiligtums geschrieben steht: „Servus Mariae nunquam peribit.“ – Ein Kind Mariens geht nie verloren. Er motiviert die Schönstatt-Mädchenjugend für ihre Jahreslosung, die überzeitlich ist: „Gründerjugend, sei Maria für die Welt!“

So symbolhaft, so wärmend für das Herz die Ausführungen Pater Kentenichs zur Person und Sendung der Gottesmutter auch sind – bei ihm kommt die dogmatische und biblische Begründung nicht zu kurz. Gerade auch in den „Bergpredigten“ spricht er mit Vorliebe immer wieder vom Personalcharakter der Gottesmutter. Darin sieht er gleichsam das Fundament, die Wurzel oder die Quelle der gesamten Mariologie. Für sein durch und durch organisches Denken kann es gar nicht anders sein, als dass er immer den letzten Grund einer Wahrheit sucht und, wenn er ihn gefunden hat, daran festhält.

Was in der Mariologie mit dem Personalcharakter Marias oder dem mariologischen Fundamentalprinzip gemeint ist, erklärt Pater Kentenich seinen Zuhörern ganz einfach, aber sehr treffend mit unserer Auffassung vom Persönlichen Ideal. Da geht es gleichsam um den innersten Kern eines Menschen, um die ganz persönliche Idee, die der Schöpfer ihm auf seinem Weg ins Leben mitgegeben hat als Veranlagung oder Sein, gleichzeitig aber auch als Aufgabe oder Sendung. Wofür gibt es mich in dieser Welt? Das ist wohl eine der wichtigsten Fragen, die uns Menschen umtreibt. Das Leben wird ruhiger, geradliniger, wenn man die Antwort auf diese Frage, wenigstens anfanghaft, gefunden hat.

Mit der Frage nach dem Personalcharakter der Gottesmutter hat Pater Kentenich sich schon früh auseinandergesetzt. Er hat die Versuche anderer Theologen in sich aufgenommen und sie geprüft. Alle soliden Auffassungen lässt er gelten. Aber er selbst formuliert seine Auffassung so: Maria ist die amtliche Dauergefährtin und Dauerhelferin Christi beim gesamten Erlösungswerk.

Bis jetzt ist mir der früheste Beleg dafür aus dem Jahr 1941 bekannt.³⁰ Im Priesterkurs „Der marianische Priester“ und auch in den Exerzitenkursen, die er 1941 für

³⁰ Frau Heidi Kirch, Archivarin des Frauenbundes in Haus Mariengart, verdanke ich den wertvollen Hinweis, dass Pater Kentenich schon in der Pfingsttagung vom 07.-13. Juni

Marienschwestern hielt, hat Pater Kentenich sich besonders ausführlich mit dem Personalcharakter der Gottesmutter auseinandergesetzt. Uns Schwestern hat er damals erklärt, warum zum Beispiel ihre Gottesmutterchaft aus diesem Prinzip herausfließt und nicht umgekehrt ihr Gefährtin- und Gehilfin-Sein aus ihrer Gottesmutterchaft. Beim Studium dieser Texte ging mir auf, dass die Gottesmutterchaft eine Form der Mithilfe Marias beim Erlösungswerk Christi ist, dass also alles, was sie ist und tut, eine Form ihrer Mithilfe beim Erlösungswerk Christi ist. Dafür ist Maria von Gott geschaffen und begnadet worden. Und deshalb dürfen wir auch heute noch oder gerade heute ihre reiche mütterliche Liebe und Hilfe in Anspruch nehmen.

Es hat mich gefreut, in den „Bergpredigten“ von 1966 dieselben Aussagen unseres Vaters und Gründers als Begründung für unser marianisches Sein und unsere marianische Sendung wiederzufinden. Einfacher ausgedrückt, hat Pater Kentenich dafür auch gern das Wort von der Zweieinheit Christus-Maria gebraucht.

Beim Studium der „Bergpredigten“ fällt noch etwas Wichtiges auf. Pater Kentenich fügt an allen Stellen, wo er vom Personalcharakter der Gottesmutter spricht, den Ausdruck „zur Verherrlichung des Vaters“ hinzu. Seine Formulierung hat sich weiterentwickelt. Sie bleibt nicht bei Christus stehen, sie zielt letztlich auf die Person des Vatergottes hin. Maria ist die amtliche Dauergefährtin und Dauerhelferin Christi beim gesamten Erlösungswerk zur Verherrlichung des Vaters.

Will Pater Kentenich mit dieser Erweiterung zum Personalcharakter Marias die Vaterströmung auffangen, die die Gottesmutter und der Heilige Geist in unserer Schönstattgeschichte so machtvoll ins Leben gerufen haben? In den „Bergpredigten“ spricht er des Öfteren, gerade auch in Verbindung mit marianischen Themen, von der Vaterströmung in Schönstatt. Er prägt den Zuhörern ein: Gerade weil wir marianische Maximalisten sind, sind wir auch patrozentrische Maximalisten. Er meint sogar, soweit es ihm bekannt sei, gebe es nirgendwo im Raum der Kirche eine ähnlich patrozentrische Strömung wie in der Schönstattbewegung.

Müssen wir in dieser Hinsicht etwas neu durchdenken? Ist die Stunde gekommen, in der Christus und Maria den Vatergott ins Licht stellen wollen? Hat Schönstatt die Sendung, eine ausgesprochene Vaterströmung in die Kirche und in die Welt einzubringen?

In der Gregoriana in Rom diskutierten neulich einige Professoren und Studenten, ob es in der dogmatischen Theologie außer den Traktaten zu Christus und zum Heiligen Geist nicht auch einen eigenen Traktat zur Person des Vatergottes geben müsste. Als der eine Gott, der Schöpfer von allem, so kommt er meistens in den Blick. Aber genügt das schon für das große und tiefe Geheimnis seiner göttlichen Vaterschaft? Haben wir nicht in diesem Heiligen Jahr der Barmherzigkeit eine neue

1924 über den Personalcharakter der Gottesmutter gesprochen hat. Damals entwickelte er noch keine eigene Formel dafür - er gebrauchte die Formulierung Scheebens von der bräutlichen Gottesmutterchaft -, aber in den entsprechenden Ausführungen erkennt man schon deutlich seine eigene originelle Sicht.

oder vertiefte Sicht der Vaterschaft Gottes gewinnen dürfen, die es festzuhalten oder weiter zu entwickeln gilt?

Die Bedeutung familienhafter Verbundenheit

Ein weiteres Anliegen Pater Kentenichs bei seinen „Bergpredigten“ ist die familienhafte Verbundenheit der ganzen Schönstattfamilie. Dazu gehören auch alle Personen, die irgendwie Interesse an Schönstatt haben oder die in irgendeiner Weise Freunde Pater Kentenichs sind.

Hier sollen nur noch kurz einige Stichworte folgen, wie Pater Kentenich als Vater und Gründer einer neuen geistlichen Bewegung in der Kirche bei seinen „Bergpredigten“ diese familienhafte Verbundenheit weckt und fördert.

Da ist einmal sein köstlicher Humor, er bringt die Zuhörer immer wieder zum Lachen. Er scherzt mit den Bundesschwestern, die Jubiläum feiern, nennt sie „Matronen“ und bedauert, dass einige von ihnen, was das Alter angeht, ihn noch überbieten würden.

Beim Vortrag für die Mädchenjugend von Fulda, die ihm zu Beginn von ihrem „Bunten Abend“ erzählt, fließen immer wieder Scherze ein, und es gelingt ihm, für sie gleichsam eine Art „Bunten Vortrag“ zu halten.

Überhaupt, Pater Kentenich geht auf alle Gruppen ein, die zu seiner „Bergpredigt“ gekommen sind. Er lässt sich ihre Symbole zeigen, die sie mitgebracht haben, und er fängt das jeweils originelle Leben auf, das sich damit verbindet. Er lädt auch gelegentlich Vertreter von ihnen ein, aufs Pult zu kommen und selber etwas von ihren Anliegen zu erzählen.

Seine Themen, auf die er sich wahrscheinlich kaum vorbereiten kann, greifen spontan das Leben auf, so wie es ihm entgegenkommt. Jeder Mensch und jede Gruppe wird von ihm beachtet und gewertet. Pater Kentenich ist ein Meister im Schaffen einer frohen, familienhaften Atmosphäre.

So lassen uns auch die „Bergpredigten“ auf beeindruckende Weise ahnen, dass unserem Gründer von Gott eine marianische und deswegen auch patrozentrische Sendung gegeben wurde. Sie besteht darin, nicht nur Kündler, sondern auch Abbild und Transparent des liebenden Vätergottes für unsere Schönstattfamilie und weit darüber hinaus zu sein.

Daten und Themen der „Bergpredigten“ Pater Kentenichs

(Alle Vorträge sind in der Reihe „Propheta locutus est“ veröffentlicht.)

01.05.1966	Dankbarer Rückblick – Erwartungsvoller Ausblick
19.05.1966	Servus Mariae nunquam peribit
22.05.1966	Die Gottesmutter als Königin
05.06.1966	Gründerjugend, sei Maria für die Welt!

- 12.06.1966 Ich erwähle dich heute zu meiner Herrin, Fürsprecherin und Mutter
- 19.06.1966 Marias Stellung und Sendung für unsere Zeit – Unsere Liebe Frau
- 10.07.1966 Sinn unseres Lebens: Liebesspiel zwischen Vatergott und Vaterkind
- 17.07.1966 Maria, Idealbild der Frau: Sonnenfrau, Sternenfrau, Mondüberwinderin
- 07.08.1966 Die Gnade der Beheimatung – Was ist Beten?
- 14.08.1966 Das Ideal der Jungfräulichkeit
- 21.08.1966 Zum Mannesideal: puer et pater
- 18.10.1966 Zum 18.10.1914 – Wegweisung für die Zukunft

ELMAR BUSSE

„BÜNDNISKULTUR“ – SCHLÜSSEL FÜR EIN GEGLÜCKTES MITEINANDER MIT GOTT, DER FAMILIE, DER FIRMA UND DEN KUNDEN¹

Ich möchte mit einem Gedicht des argentinischen Schriftstellers Jorge Luis Borges beginnen, der 1986 in Genf gestorben ist. Er stammte aus Buenos Aires, ist aber schon als Kind in die Schweiz gekommen und hat verschiedene Sprachen gelernt. Im Jahr 1985 hat er den Text „Die Eidgenossen“ verfasst. Dort heißt es:

„In der Mitte Europas verschwören sie sich. Die Tatsache stammt aus dem Jahr 1291. Es sind Menschen verschiedener Stämme, die verschiedene Religionen bekennen und verschiedene Sprachen sprechen. Sie haben den seltsamen Entschluss gefasst, vernünftig zu sein. Sie haben sich entschlossen, ihre Differenzen zu vergessen und ihre Gemeinsamkeiten zu betonen. Soldaten der Konföderation sind sie gewesen und dann Söldner, weil sie arm und an den Krieg gewohnt waren. Sie ignorierten nicht, dass alle Unternehmen des Menschen ebenso eitel sind. Winkelried ließ die feindlichen Speere in seine Brust stechen, damit seine Kameraden vorwärtskamen. Das sind ein Chirurg, ein Pastor oder ein Anwalt, aber auch Paracelsus, Amiel und Paul Klee. In der Mitte Europas, im Hochland von Europa wächst ein Turm der Vernunft und des festen Glaubens hervor. Die Kantone sind jetzt 22. Genf, der letzte, ist eines meiner Heimatländer. Morgen wird der gesamte Planet es sein. Vielleicht. Was ich sage, ist nicht wahr. Hoffentlich ist es aber prophetisch.“²

Die Menschen fassen den Entschluss, vernünftig zu sein und wollen das Gemeinsame mehr betonen als die Unterschiede. Was Jorge Luis Borges hier so betont, weist tatsächlich darauf hin, dass die Schweiz durch ihre Neutralität und ihre föderale Struktur viele Jahrhunderte lang in Frieden gelebt hat. Denken wir an die Bemühungen des hl. Niklaus von der Flüe. Er hat inhaltlich nichts Neues gebracht, aber weil er von allen Seiten als moralische Autorität anerkannt wurde, ist es den zerstrittenen Bürgern leichtgefallen, ohne Gesichtsverlust seine Vorschläge anzunehmen. Ihre föderale Struktur und ihre Neutralität haben der Schweiz tatsächlich Jahrhunderte lang den Frieden geschenkt. Wenn wir also heute über Bündniskultur sprechen wollen, müssen wir auch über die Kultur an sich sprechen.

Kultur, Leitkultur, Integration

Unter Kultur verstehe ich hier den Organismus der Werte. Es geht um die Frage, welche Werte letzten Endes das Klima in einem Land bestimmen. Interessant

¹ Dieser Artikel ist die gekürzte und überarbeitete Fassung des Vortrags auf der Jahreswallfahrt des Bundes katholischer Unternehmer (BKU) nach Schönstatt am 3.9.2016

² Jorge Luis Borges, Los Conjurados (1985), <http://trianarts.com/jorge-luis-borges-los-conjurados/>.

ist, dass es in Deutschland einige Anläufe zur so genannten Leitkultur gegeben hat. Diesen Begriff hat kein AfD-Mitglied in die Diskussion eingebracht, sondern Bassam Tibi, ein deutscher Staatsbürger syrischer Herkunft, selbst muslimischen Glaubens. Er hat einfach die Frage gestellt, welche Werte tatsächlich in unserem Land gelten, an welchen Werten wir uns orientieren sollen und an welchen Werten sich die Menschen orientieren sollen, die zu uns kommen. Die Notwendigkeit einer Leitkultur in einer Kulturnation begründet er folgendermaßen: Hier ist der Unterschied zwischen denjenigen Gesellschaften in Europa von Belang, deren gewachsene Identität auf den Bürger bezogen und deshalb nicht exklusiv ist und die den Einwanderern deshalb nicht nur einen Pass, sondern eine Identität bieten und solchen, die der Ethnizität verhaftet sind. Diejenigen europäischen Gesellschaften, die sich ethnisch exklusiv definieren, wie etwa Deutschland als Kulturnation, können den Einwanderern keine Identität geben. Sie müssen einen kulturellen Wandel vollziehen, um die Fähigkeit zur Integration von Einwanderern zu erlangen. Integration erfordert, in der Lage zu sein, den integrierten Personen eine Identität zu geben. Zu jeder Identität gehört eine Leitkultur.

Die Diskussionen sind dann sehr schnell emotional geworden und sehr kontrovers geführt worden. Das Problem lautet letzten Endes nach wie vor: Was heißt derzeit tatsächlich Integration der Flüchtlinge? Integration bedeutet ja nicht nur, die nötigen Sprachkenntnisse zu erwerben und eine Fachausbildung zu absolvieren, sondern auch das Bejahen gewisser Werte.

Jeremy Rifkin ist Berater verschiedener Regierungen. In seinem Buch „Der europäische Traum. Die Vision einer leisen Supermacht“³ spricht er u.a. von dem Paradigma der Amerikaner: „Ich kann alles allein am besten. Ich muss alles am besten können. Sicherheit durch Autonomie.“ Im Klappentext des Buches lesen wir: „Welches politische System bietet langfristig Frieden, Gerechtigkeit und Humanität? Jeremy Rifkin macht sich auf die Suche nach einer neuen, zukunftsfähigen Weltordnung. Und er findet sie - in Europa. Der alte Kontinent ist der Hoffnungsträger für eine gerechtere Welt. Die USA haben als Vorbild ausgedient, für Rifkin ist Europa das Vorbild für die Welt. Europas Arbeits- und Sozialpolitik ist humaner als die der USA, die Lebensqualität der Menschen höher. Europa hat alte Feindschaften überwunden und vorbildliche Formen des Miteinanders entwickelt. Der neue Wirtschaftsraum ist der größte der Welt, doch die leise Supermacht setzt auf Nachhaltigkeit und Ausgleich. Rifkin beschreibt Europa als gigantischen Laborversuch, der als Modell für die ganze Welt dienen kann.“ Rifkin sagt, dass in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg ein ganz anderes Paradigma entstanden ist, nämlich: „Sicherheit durch Vernetzung. Sicherheit durch Interdependenz, also durch gegenseitige Abhängigkeit.“ Man muss natürlich berücksichtigen, dass das Buch im Jahr 2004 geschrieben wurde - also lange vor der Immobilienblase von 2008 und lange vor den neu aufkommenden Nationalismen in den europäischen Ländern. Und

³ Jeremy Rifkin, Der europäische Traum- Die Vision einer Supermacht, Campus Vlg, Frankfurt 2004.

doch finde ich dieses Paradigma „Sicherheit durch Vernetzung und gegenseitige Abhängigkeit“ (Interdependenz) inhaltlich kompatibel mit Kentenichs Ansatz der Bündniskultur.

Kentenichs Bündniskultur

Kentenich wollte Menschen ausbilden, die bündnisfähig und bündniswillig sind und deshalb in diesem Kräftespiel Gesellschaft und Wirtschaft gestalten können. Für die Gründerväter der Montanunion, De Gasperi in Italien, Robert Schuman in Frankreich und Konrad Adenauer in Deutschland war klar: Wir wollen die kriegswichtigen Industrien miteinander vernetzen und uns darüber austauschen und informieren. Also organisierten sie z.B. einen Jugendaustausch, denn sie dachten: Wenn wir z.B. 10000 Jugendliche aus Deutschland für zwei Wochen nach Frankreich schicken oder umgekehrt, ist das immer noch billiger, als wenn unsere Länder einen Panzer kaufen. Wenn man einen konkreten Menschen persönlich kennt und nicht nur von „den Deutschen“ oder „den Franzosen“ usw. spricht, verschwindet auf einmal das uralte Feindbild des Erbfeindes. Plötzlich entsteht eine ganz andere Beziehung. Das Prinzip „Sicherheit durch Vernetzung, Sicherheit durch gegenseitige Abhängigkeit“ prägte dann tatsächlich die folgenden Jahrzehnte. Dadurch ist eine ganz neue Kultur entstanden. Wenn Amerikaner nach Europa kommen, wundern sie sich darüber, dass hier bei uns alle 500 km eine andere Sprache gesprochen wird. Das ist für sie schwierig zu verstehen. In Europa kennen wir weniger das Ideal des so genannten „melting pots“, also des Schmelzofens, in den alle Einwanderer geworfen werden. Dadurch verlieren sie aber auch ein Stück ihrer Herkunftsidentität.⁴ Es gibt kaum ein Land, in dem der Patriotismus so stark ausgeprägt ist wie in den USA. Vor den Eigenheimen steht meistens eine amerikanische Fahne.

⁴ Vgl. J.Kentenich, seine Ausführungen zu Identität und Integration in „Amerikabericht“ von 1948: „Es ist sehr gut möglich: allen alles zu werden, ohne sich selbst und seine völkische Art zu verlieren oder zu verleugnen. Der Heiland und die Gottesmutter haben uns dieses Ideal vorgelebt. Beide bleiben ganz in ihrem Volk verwurzelt und sprengen gleichzeitig die Grenzen eines krankhaften Nationalismus. Wie weiß die Gottesmutter in der Geschichte ihres Volkes Bescheid, wie lebt sie daraus und aus den ihm gegebenen Verheißungen! Davon kündet das Magnificat. So kann auch ich Amerikaner unter Nordamerikanern, Chilene unter Chilenen sein, kann mich für alle geöffnet halten und alle für mich öffnen, kann mich ganz zu ihnen hinabneigen, unter ihnen einer von ihnen sein, mich durch sie ergänzen lassen und sie ergänzen, ohne mich und meine deutsche Art preiszugeben. Umgekehrt: Je mehr ich bin, was ich sein darf, desto mehr kann ich mich anpassen, kann mich einfühlen und mit mir emporführen und -reißen. Ja, letzten Endes kann nur die echte Persönlichkeit andere tief beeinflussen. Wie sie dort, wo sie ihren ganzen Zauber entfaltet und ihr Aroma ausatmet, die Gefolgschaft innerlich stark formt und gestaltet, aber nicht wegschwemmt, sie zum wahren Selbstbesitz führt, aber nicht vermaßt, so lässt auch sie sich nicht wegschwemmen und vermessen.“ (hier zit.n. Herta Schlosser, Der neue Mensch – die neue Gesellschaftsordnung, Vallendar 1971, S.180)

Momentaufnahmen zum Thema Kultur und Identität

Als ich 1985 zur internationalen Feier des 100. Geburtstags von P. Kantenich für den Westen mein zweites Dienstvisum aus der DDR bekommen hatte, bin ich überhaupt nicht auf die Idee gekommen, zu den Feierlichkeiten eine DDR-Fahne mitzubringen. Ich hätte mich dafür geschämt. Interessanterweise ging es nur noch den Südafrikanern genauso. Damals herrschte in Südafrika noch Apartheid. Die DDR und Südafrika waren die einzigen Länder, die keine Fahne dabei hatten. Eine gewisse Normalität im Umgang mit der Fahne gab es in Deutschland erst ab der Fußball-WM 1990. Wir Deutschen sind uns selbst gegenüber misstrauisch. Das In-Frage-Stellen liegt uns einfach im Blut. Nicht umsonst ist Faust, der sich selbst in Frage stellt und nicht einfach mit einer gewissen Unbekümmertheit zu sich Ja sagen kann, unser Nationaldrama. Die Amerikaner sind da ganz anders. Jeremy Rifkin betont, wir sollten mehr aus dem neuen, deutschen Paradigma leben, das er für das Paradigma der Zukunft hält. Seiner Meinung nach hat das amerikanische Paradigma ausgedient. Für ihn besteht die Zukunft tatsächlich aus Sicherheit durch gegenseitige Abhängigkeit. An den ganzen Fragen, die derzeit im Zusammenhang mit der Türkei gestellt werden, merken wir sehr deutlich, wie deeskalierend das Aufeinander-angewiesen-Sein wirken kann. Allerdings stellt sich an uns auch die Frage, wie wir so gute Vernetzungskünstler werden können, dass wir auch Freude an der Vernetzung haben.

Dabei fängt der Begriff „Bündniskultur“ tatsächlich an, eine Rolle zu spielen. P. Kantenich, der Gründer der Schönstatt-Bewegung, betont, dass die Bündniskultur beim Individuum ansetzt. Das Individuum muss sozusagen zwei Fähigkeiten mitbringen: Bündniswilligkeit und Bündnisfähigkeit. Erinnern wir uns an den Völkermord in Ruanda. Innerhalb von drei Monaten töteten Hutus ca. 800.000 Tutsis, die die Minderheit darstellten. Mental wurde er dadurch vorbereitet, dass ganz viele Angehörige der beiden Volksgruppen der jeweils anderen Volksgruppe das Menschsein abgesprochen haben. Lieder und Musik spielten bei der Verbreitung des rassistischen Gedankenguts eine wichtige Rolle.⁵

Einen ähnlichen Mechanismus konnte man in Deutschland in der Nazizeit beobachten. Das Wichtigste bei der Indoktrination des KZ-Wachpersonals der SS war der Gedanke: die KZ-Häftlinge sind keine Menschen mehr, sondern nur noch Nummern. Den Juden hat man das Menschsein abgesprochen und die Rassenideologie entwickelt. In dieser Ideologie ist eine Bündnisfähigkeit nicht gegeben.

Kultur und Menschenbild

Das christliche Menschenbild spricht davon, dass der Einzelne eine Würde hat, die ihm niemand zusprechen, aber auch niemand absprechen darf.

⁵ https://de.wikipedia.org/wiki/Völkermord_in_Ruanda

In der DDR stand auf manchen Grabsteinen von Nicht-Christen: „Sein Leben war nur Arbeit.“ Der Mensch wurde also nur durch die Arbeit Mensch. Sie unterschied ihn letztlich vom Tier. Bei dieser Ideologie drängt sich die Frage auf: Was wird aus all den Menschen, die nicht arbeiten können? Im Regime der DDR herrschte die Meinung, die evangelische und katholische Kirche könnten sich um die behinderten Menschen kümmern. Die Verfechter der kommunistischen Ideologie konnten mit ihnen nichts anfangen. Man konnte in der DDR z.B. keinen neuen Kindergarten aufmachen. Die gesunden, zukunftsfähigen Leute wollte man haben, aber um die „Unnützen“ sollte sich die Kirche kümmern. Heinrich Böll, der wirklich kein besonders überzeugter Katholik war, sondern der Kirche sehr kritisch gegenüberstand, hat einmal sehr deutlich formuliert: Es wäre grausam, sich eine Welt vorzustellen, über die die kalte Walze des Atheismus gerollt wäre und in der es nirgendwo das Christliche gegeben hätte. Das ist ein interessantes Zitat von einem derart kritischen Schriftsteller. Das Christentum hat den Menschen einen Raum und Nächstenliebe gegeben, die sonst in keiner Gesellschaft Raum hatten.⁶

Ich würde durchaus sagen, dass die DDR letztlich nicht primär am Wirtschaftssystem gescheitert ist, also an der staatlich verordneten Planwirtschaft, die de facto eine unflexible Wirtschaftsabotage darstellte, sondern am Menschenbild. Wenn man den Menschen nichts Gutes zutraut, muss man sie bewachen. Bei 17 Millionen Einwohnern 95000 hauptamtliche Stasi-Mitarbeiter zu finanzieren, das hält keine Volkswirtschaft aus. Hinter dieser Bewachungsmentalität stehen das Menschenbild des kommunistischen Regimes und ein daraus resultierendes abgrundtiefes Misstrauen.

Ein Beispiel: Wir waren damals zwei Schulklassen, die in Heiligenstadt Abitur gemacht haben. Aus diesen beiden Klassen haben fünf Jungen angefangen, Theologie zu studieren. Daraufhin bekam der Schuldirektor, der wirklich ein absolut überzeugter Kommunist war, bei der Bezirksdirektorenkonferenz einen öffentlichen Verweis, mit der Begründung, es könne doch nicht sein, dass an einer sozialistischen Bildungseinrichtung nach vier Jahren fünf begabte junge Männer der Gesellschaft verlorengehen. Das muss man sich mal vorstellen! Auch das Studium war Planwirtschaft. Ich kann mich noch daran erinnern, dass ich bei den Berufslenkungsgesprächen in der 11. Klasse als ersten Berufswunsch Mathematik angegeben habe, weil das mein Hobby war. Als zweiten Studienwunsch habe ich naiv Theologie angegeben. Nach einer Stunde kam auf einmal der stellvertretende Direktor, der für Studienfragen zuständig war und warf mir vor: „Das ist eine Erpressung der Gesellschaft: Wenn Sie keinen Studienplatz in Mathematik bekommen, studieren Sie also Theologie!“ So verzwickelt habe ich überhaupt nicht gedacht. An diesem Vorwurf merkt man, welches Menschenbild in der DDR letztlich den Umgang miteinander geprägt hat.

⁶ H. Böll, Eine Welt ohne Christus, in: K. Deschner (Hrsg.) Was halten Sie vom Christentum?, München; List 1957, 22f.

Kommen wir noch einmal auf das christliche Menschenbild zurück. Weil wir Ebenbild Gottes sind, können wir Verträge schließen. Dabei ist natürlich auch der Wert der Treue wieder bedeutsam. Ich denke dabei an einen Manager in Linz. Er hat erzählt, dass er auf die Dauer seine Kunden nur halten kann, wenn auch sie das Gefühl haben, ein gutes Geschäft gemacht zu haben. Wer schnell auf Kosten der Kunden reich werden möchte, wird auf Dauer keinen Erfolg haben.

Jetzt kommt der nächste Schritt: die Bündniswilligkeit. Der Narzisst glaubt, er könne alles am besten und es gäbe nur noch Leute unter ihm. Voraussetzung für die Bündniswilligkeit ist, dass man sich seiner eigenen Grenzen bewusst ist und einsieht, dass man Ergänzung durch einen anderen Menschen braucht. Das Eingestehen unserer Grenzen fällt uns natürlich leichter, wenn wir nicht glauben, wir müssten allein alles besser können. In der heutigen Zeit gibt es eine Form des Turmbaus zu Babel, die nicht auf Arroganz beruht. Sie beruht nicht auf dem Gedanken: „Ich will sein wie Gott.“, sondern auf dem Irrtum: „Ich muss sein wie Gott.“ Durch den Anspruch sich selbst gegenüber, perfekt und fehlerlos zu sein, setzt der Mensch sich unter Druck und bringt sich selbst als Menschenopfer auf dem Altar seines Perfektionismus dar. Diese anstrengende Form des Turmbaus zu Babel prägt heute tatsächlich viele Menschen. Deshalb brauchen immer mehr Menschen Tabletten, die sie leistungsfähiger machen. Unter den Wiener Philharmonikern soll es sehr viele Musiker geben, die ihre Spitzenleistungen nur noch mit Hilfe von Tabletten vollbringen. Die Angst, zu versagen, ist sehr groß.

Natürlich ist Arbeit und Leistung eine unersetzliche Glücksquelle. Das ist übrigens der einzige Punkt, in dem P. Kantenich und Karl Marx einer Meinung waren. 1937 ist das erste systematische Werk über die Spiritualität der Schönstatt-Bewegung unter dem Titel „Werktagsheiligkeit“ erschienen. Darin wurde die Arbeit als unersetzliche Glücksquelle dargestellt, weil sie Teilhabe an der schöpferischen, sich verschenkenden Tätigkeit Gottes ist. Wenn wir mehr wissen als bisher, tut uns das gut. Warum? Weil wir dadurch mehr Anteil an der göttlichen Allwissenheit haben. Wenn wir etwas können, was wir bisher nicht konnten, tut das unserem Selbstwertgefühl gut, weil wir dadurch mehr Anteil an der göttlichen Allmacht haben. Immer dann, wenn wir Gott ein bisschen ähnlicher werden, sind Glücksmomente damit verbunden. Das ist ganz logisch. Wenn wir aber das Mehr-Wissen und Mehr-Können nicht relativieren, dann machen wir Leistung zum Götzen und bringen wir uns diesem Götzen als Menschenopfer dar. Am deutlichsten wird das beim Doping. Der Mensch, der die Leistung zum Götzen macht, bringt sich selbst als Menschenopfer dar. Davon muss man die Menschen schützen. Leistung ja, aber als relativer und nicht als absoluter Wert. Deshalb ist es auch so wichtig, dass wir den Menschen Gelegenheiten dazu bieten, dass sie zeigen können, was sie können.

Im Schwäbischen gab es einen Unternehmer, der Waagen für Fleischverkäufer und Theken hergestellt hat. In seinem Unternehmen hat er die Abteilungen Einkauf und Verkauf abgeschafft und mit seinen Lieferanten vereinbart, dass sie innerhalb von 48 Stunden die benötigten Ersatzteile liefern. Es war klar, dass jeder Auftrag innerhalb einer Woche abgearbeitet wird und nicht auf Vorrat gearbeitet wird. Die

Arbeiter sind morgens in die Firma gekommen, haben sich ihre Aufträge abgeholt und haben alles selbstständig abgewickelt. Ihr Selbstbewusstsein, das sich daraus speiste, dass sie Projekteigentümer waren und nicht lediglich zuverlässige Ausführer, hat dazu geführt, dass in diesem Betrieb die Wertschöpfung pro Arbeiter zweieinhalb Mal so hoch war wie sonst in der metallverarbeitenden Industrie üblich. Geben wir den Menschen Raum für Teilhabe an der schöpferischen, sich verschenkenden Tätigkeit Gottes und Raum für Eigenverantwortlichkeit? Wie geht Gott mit uns um? Bündniswilligkeit bedeutet: Ich lasse mich ergänzen. Das setzt natürlich voraus, dass wir um unsere Grenzen wissen.

Vor zwei Jahren habe ich einen interessanten Begriff gehört: „sich einen organisatorischen Bypass legen lassen“. Wenn wir merken, dass wir trotz aller Anstrengungen, Strategien und Technologien an einem bestimmten Punkt nicht weiterkommen und uns von jemand anderem ergänzen lassen müssen, dann sollen wir auch um Hilfe und Unterstützung bitten. Ich denke dabei an einen Herrn, der eine Zeit lang ein Call-Center aufgebaut hat. In seiner Arbeit hatte er ständig mit Frauen zu tun. Er hat ganz offen bekannt: „Meine beste Unternehmensberaterin war meine Ehefrau. Mit ihr habe ich alle Beziehungsprobleme besprochen. Das hatte zunächst den Vorteil, dass sie sozusagen mit im Geschäft war. Sie hatte ein viel besseres Gespür als ich. Das einzige, was ich ihr verschwiegen habe, waren die roten Zahlen, denn wenn sie die gewusst hätte, hätte sie nicht schlafen können. Meine Frau hat gleichsam mit mir und meinem Geschäft mitgelebt.“ Ich denke auch an einen Mann, der auf die Intuition seiner Sekretärin gesetzt hat. Zu Bewerbungsgesprächen hat er sie immer hinzugezogen und sie im Anschluss an das Gespräch gefragt, was sie von dem jeweiligen Bewerber hält. Sie konnte ihm zwar nicht sagen, warum sie zu einem bestimmten Eindruck gekommen war, aber dieser Unternehmer hat der Intuition seiner Sekretärin vertraut. Lassen wir uns von anderen Menschen ergänzen? Das verstehen wir unter Bündniswilligkeit. Wenn wir alles allein am besten könnten, bräuchten wir niemand anderen mehr. Wir müssen unsere Grenzen erkennen, anerkennen und nicht verstecken. Sie sind die Voraussetzung dafür, dass wir bereit sind, uns entsprechend ergänzen zu lassen.

Bündniskultur als Zentralanliegen Schönstatts

Diesen Vorgang nennt P. Kentenich „Bündnis“. Wenn man das Wesen der Schönstatt – Bewegung auf den Punkt bringen will, kann man sagen, dass dort tatsächlich eine Bündniskultur gelebt wird. Es hat lange gedauert, bis man sich innerhalb der Schönstatt–Bewegung darauf geeinigt hat. Die Fokolare–Bewegung hat sich damit leichtgetan. Dass ihr Hauptanliegen die Einheit der Christen ist, hat man schon vor 30 Jahren gewusst. Chiara Lubich hatte sich die Bitte Jesu „Ich will, dass alle eins sind“ auf die Fahnen geschrieben und dafür gesorgt, dass Einheit tatsächlich möglich wird. Für P. Kentenich war es eine Neuentdeckung, dass man im Alten Testament eine ganze Reihe von Bundesschlüssen findet: den Schöpfungsbund

zwischen Gott und Noah, den Bundschluss zwischen Gott und Mose am Sinai, die Bundeserneuerungsfeiern nach dem Babylonischen Exil etc. Immer wieder bietet Gott den Menschen seinen Bund an. Deshalb heißt es auch im Vierten Hochgebet der Heiligen Messe: „Immer wieder hast Du den Menschen Deinen Bund angeboten und sie durch die Propheten gelehrt, das Heil zu erwarten.“ Gott legt seiner Allmacht uns Menschen gegenüber Selbstbeschränkung auf, um uns die Würde der Ursächlichkeit (B. Pascal) zu verleihen. Er tut dies, damit wir uns als freie Mitarbeiter bei der Gestaltung der Schöpfung entwickeln können.

Freiheit des Menschen – Gottes größtes Risiko

Eigentlich stört es mich, dass gerade so intensiv über Missbrauch durch kirchliche Angestellte diskutiert wird, dabei jedoch nur selten erwähnt wird, dass die Leute, die sich um die unschuldigen Missbrauchsopfer kümmern, ebenfalls kirchliche Mitarbeiter sind. Bei manchen Leuten habe ich schon viele Stunden damit verbracht, um das zu heilen, was ein Kollege innerhalb von ein paar Minuten zerstört hat. Doch bleiben diese Dinge bei den ganzen Diskussionen meistens unerwähnt. Manchmal zweifle ich wirklich und frage Gott: „Wie konntest Du nur so fahrlässig sein und uns Menschen die Freiheit schenken? Das ist das größte Risiko, das Du eingegangen bist.“

Die einzige Alternative dazu wäre jedoch eine absolute Diktatur, wie sie Aldous Huxley in seinem Werk „Schöne Neue Welt“ beschreibt. Michael Lukas Möller hat ein sehr schönes Buch mit dem Titel „Die Liebe ist das Kind der Freiheit“ geschrieben. Ein Gott, der seine Geschöpfe am Glückselig-Sein des Geliebt-Seins und Lieben-Könnens Anteil geben möchte und der sich dafür entschieden hat, Wesen zu erschaffen, die dieses Glückselig-Sein auch empfinden können, muss ihnen logischerweise Freiheit geben, denn die Liebe ist ein Kind der Freiheit. Dass die Liebe ein Kind der Freiheit ist, heißt aber auch, dass auch der Missbrauch der Freiheit möglich sein muss und es als Folge davon unschuldige Opfer dieses Missbrauchs der Freiheit geben muss. Das ist die innere Logik, die in der Natur der Liebe liegt.

Papst Benedikt XVI. hat in seiner berühmten Regensburger Rede und an anderen Stellen immer wieder betont, dass wir an einen vernünftigen Gott, also an einen logischen Gott glauben und nicht an einen absolut willkürlichen Gott, der einfach macht, was er will. Die Vereinbarkeit des Glaubens mit der Vernunft, die Rechtfertigung des Glaubens vor der Vernunft durchzieht sein ganzes Pontifikat. Davon spricht er immer wieder. Als Gott sich dafür entschieden hat, freie Wesen zu erschaffen, die lieben können, war alles andere mit innerer Notwendigkeit gegeben.

Ich muss ehrlich sagen: Manchmal stöhne ich, wenn ich mit unschuldigen Opfern zu tun habe, die sich z.B. selbst verletzen, nicht arbeitsfähig sind und nach dem Opferentschädigungsgesetz ihre Almosen empfangen. Dann frage ich Gott manchmal tatsächlich: „Wie konntest Du es nur wagen, uns Menschen die Freiheit zu geben?“ Die einzige Entschuldigung für Gott sehe ich in der Menschwerdung Jesu Christi. Jesus hat in seinem Erdenleben stets das Schicksal der Opfer geteilt:

die Armut in Bethlehem, das Flüchtlingsschicksal in Ägypten, den Verrat durch seinen Freund Judas, Opfer politischer Intrigen zu sein, die körperlichen Schmerzen, das Unverstanden – Sein. Alles, was Menschen an Leid erleben können, hat Christus selbst miterlebt. Am Kreuz stöhnt er sogar: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Ps. 22, 2 und Mt 27,46)

Dass Jesus als Gottmensch so etwas sagen kann, kann ich mir nur anhand eines Vergleichs erklären, den wir alle kennen: Sie haben sich gut auf eine Prüfung vorbereitet und beherrschen den Stoff eigentlich, aber in der Prüfungssituation fallen ihnen die richtigen Antworten nicht ein. Sie haben in diesem Moment keinen mentalen Zugang zu dem erlernten Stoff, der irgendwo in ihrem Kopf gespeichert ist. Nur so kann ich es mir erklären, dass Christus im Moment seiner extremen körperlichen Schmerzen im Selbstbewusstsein des Gottmenschen Jesu selbst keinen Kontakt mehr zu seiner Göttlichkeit hatte. Deshalb ist dieser Schrei keine Schauspielerei, sondern tatsächlich echt. Also war das Erdenleben Jesu der Versuch Gottes, so tief in unser Mensch-Sein einzutauchen, dass Christus jede Situation, in die ein unschuldiges Opfer geraten kann, selbst durchlitten hat. Es ist ganz wichtig, dass wir das immer wieder aufzeigen.

Als ich noch Schlosser war, hatte ich einen evangelischen Kollegen, der der Meinung war, dass Gott die Guten belohnt und die Bösen bestraft. Wenn etwas Schlimmes passiert, fragt man sich dann sofort: Was habe ich bloß angestellt, dass ich das verdient habe? Es gibt zwar manche Psalmen, die Gott so darstellen, aber schon im Psalm 73 kommt die Frage auf, warum es den Bösen so gut und den Guten so schlecht geht. Das ganze Buch Ijob ist nichts anderes als eine einzige Meditation des unschuldigen Leids. Am Ende gibt Gott jedoch keine Antwort auf die Frage nach dem Leid, sondern sagt nur: Du kannst mich nicht begreifen. Ich bleibe für Dich der unbegreifliche Gott. Das musst Du einfach anerkennen. Am Ende sagt Ijob: Bisher kannte ich Dich nur vom Hörensagen, jetzt habe ich Dich von Angesicht zu Angesicht geschaut. Die Lösung seiner Probleme war, dass Ijob eingestanden hat, dass er Gott nicht begreifen kann, dass er damit einverstanden war und dass er mit dem Weg einverstanden war, den Gott mit ihm gegangen ist. Gott möchte uns als Mitarbeiter in seinem Bund mit uns.

Das Leben mit Gott im Bund ist eine ganz spannende Geschichte, weil Gott immer wieder auch unsere Erkenntnis strapaziert. Wir sollen aus den Verhältnissen heraus den Willen Gottes erkennen. Wenn wir aus der Situation heraus den Anruf Gottes hören und mit unseren Möglichkeiten darauf reagieren, können wir die Welt ein bisschen heiler und menschlicher machen. Das ist wahrlich eine wunderschöne Aufgabe. Dass Gott uns zu freien Mitarbeitern an der Vollendung seiner Schöpfung beruft, ist im Grunde genommen das Bündnisangebot, das Gott uns macht.

Bündniskultur und Selbstwertgefühl

P. Kantenich hat immer wieder versucht, den Menschen dies nahezubringen. Er hat auch sein Selbstwertgefühl aufgebaut, was ihm den Vorwurf des Römischen Visitators einbrachte, er sei arrogant, es würde ihm an Demut fehlen. P. Kantenich hatte jedoch bei vielen Einkehrtagen und Exerzitien für Ordensleute selbst erlebt, dass ihr häufigstes Beichtbekenntnis Neid und Eifersucht war. Neid und Eifersucht sind Folgen von Minderwertigkeitsgefühlen. Die Demut wurde diesen Ordensschwestern anscheinend streng anerzogen, aber nicht wirklich vermittelt. So sind Minderwertigkeitsgefühle und daraus zwangsläufig Neid und Eifersucht entstanden. Die armen Schwestern haben versucht, diese Haltungen gewaltsam zu unterdrücken, was ein hoffnungsloses Unterfangen war. Unser Selbstwertgefühl beruht darauf, dass wir Ebenbild Gottes sind, von Gott geliebt sind und deshalb in Freude zu unseren Stärken und Grenzen „Ja“ sagen und auch andere Menschen neben uns groß werden lassen können, ohne sie als bedrohlich zu empfinden. Dieses Selbstwertgefühl hat P. Kantenich in den Menschen gestärkt.

Zur Bündniswilligkeit gehört auch, dass wir in unseren Mitmenschen nicht automatisch Konkurrenten sehen. In Stuttgart gibt es zwei Kolben-Firmen. Früher haben sie sich immer um die anstehenden Großaufträge gestritten. Inzwischen helfen sie sich gegenseitig aus, wenn eine der beiden Firmen aus Zeitgründen einen Auftrag nicht rechtzeitig erfüllen kann. Es gibt dafür den modernen Begriff „Coopetition“. Die Fußballer machen uns das vor. In der Nationalmannschaft spielen sie gegeneinander, im Verein spielen sie zusammen. Sie bringen das ohne Schwierigkeiten miteinander in Einklang. Lassen wir uns von Gott in die Bündniswirklichkeit hinein nehmen, die letztlich unsere ganze Beziehung zu Gott, aber auch zu unseren Mitmenschen durchzieht. Wenn wir unsere Bündnisfähigkeit mit unseren Mitmenschen trainieren, kommt das unserer Gottesbeziehung zugute und umgekehrt. Letztlich werden wir unsere Mitarbeiter dann nicht als Befehlsempfänger empfinden, sondern als Ebenbilder Gottes und sie entsprechend behandeln. Dann laufen sie zu ihren Bestleistungen auf.

MICHAEL HOCHSCHILD

ZUSAMMEN MIT MARIA IN PARIS

EINE KLEINE GESPRÄCHSNOTIZ

Ist das möglich? Mitten in Paris, mit Blick auf den neuerdings fast mehr von Sicherheitskräften als Touristen umzingelten Eiffelturm, nur zweihundert Meter vom „Quai des Orfèvres (dem legendären Hauptquartier der Anti-Terrorkräfte) entfernt, zu einer Zeit während der französische Vorwahlkampf tobt und so manch hitzige Debatte um die Verschärfung der Trennung von Staat und Religion produziert, kommt in einem kleinen, charmanten Bistro die Rede auf Maria. Ganz gelassen ist sie, diese Rede, völlig unbeeindruckt vom tagespolitischen Geschehen und mit festem Blick auf die Herausforderungen unserer Zeit –den interreligiösen Dialog. Hier spricht ein Mann, Gérard Testard, der sein Leben schon jahrzehntelang in den Dienst Gottes gestellt und sowohl in Frankreich als auch auf der ganzen Welt viele Mitstreiter gefunden hat. Er ist Präsident einer seit 2016 anerkannten neuen geistlichen Bewegung die auf den Namen EFESIA hört und sich vor allem der Kultur einer Begegnung mit dem je anderen verschrieben hat, nicht zuletzt einer Begegnung mit Muslimen (unter der Devise „zusammen.mit.Maria“).

Dieser Mann ist gläubiger Katholik- ganz ohne Zweifel. Insofern wundert es wiederum kaum, dass er beim gemeinsamen Mittagessen auf Maria zu sprechen kommt. Ganz passen seine Geschichten aber doch nicht in den nahe liegenden Vorhof der Kathedrale von Notre Dame. Denn: Er meidet die laizistische Öffentlichkeit Frankreichs nicht wie so oft innerhalb der französischen Kirche, sondern bemüht sich in Dialog mit ihr zu treten –so wie sie ist. Noch erstaunlicher ist die Geschichte aus den Anfängen der Bewegung, wenn er völlig uneitel davon berichtet, dass es ein libanesischer Muslim und kein europäischer Christ war, der auf die große geistliche Bedeutung von Maria zu sprechen kam, dass dieser Muslim die Jungfrauengeburt nicht nur sehr ernst nahm, sondern Maria geradezu in den Himmel lobte und Maria als die im Koran einzig namentlich genannte Frau so heiß verehrte, dass er andere damit ansteckte. So wurde Maria für diese Bewegung zur lebendigen Brücke zwischen den Religionen. Gérard Testard sieht darin u.a. einen Beitrag zur Befriedung der nicht zuletzt durch islamistische Anschläge öffentlich aufgeheizten Atmosphäre in Paris und ganz Frankreich. Die Anerkennung, die die Bewegung aus der Zivilgesellschaft erhält, spricht ganz dafür, dass diese Wette auf Maria mehr und mehr gelingt!

Man kann noch so oft die Tatsache beschwören, dass Christentum und Islam zu den drei großen monotheistischen Weltreligionen zählen und beide auf Abraham zurückgehen, solange es keine Kultur der Begegnung und konkrete gemeinsame Glaubensformen gibt, drohen diese Wahrheiten zur historischen Erinnerung zu verkümmern –völlig alltagsfern. Das ist bei den Treffen der Bewegung freilich ganz an-

ders. Man muss nicht einmal dabei sein, um das zu merken. Es reicht, ihr Begegnungsprogramm zu lesen: Da kommen Repräsentanten aus Politik, Religion und der Zivilgesellschaft zu Wort, es wird tatsächlich gemeinsam in einer doppelten muslimisch-christlichen Marienfrömmigkeit (zweieinhalb Stunden bei einem Treffen ausführlich) gebetet; zu lesen ist der Name Marias im Logo der Bewegung zugleich in Arabisch. Offensichtlich besinnt man sich bei diesen Treffen nicht nur seiner gemeinsamen geistlichen Wurzeln von Christentum und Islam, sondern ein gemeinsames (nicht zuletzt geistliches) Leben wird gestiftet.

Bedenkenträger gibt es freilich ebenfalls. Nur einen Tag vor dem gemeinsamen Mittagessen mit Gérard Testard haben sie sich bei den Demonstrationen gegen die „Ehe für alle“ in ganz Paris versammelt. Es sind die stark traditionalistischen Kreise, die von einer Allianz mit Muslimen nichts hören wollen; dass sie womöglich ein Teil des Erbes von Maria verleugnen interessiert sie nicht weiter. Für sie sind Muslime die falschen Freunde. Was leider zur Konsequenz hat, dass solche Kritiker der Bewegung in ihr den „richtigen Feind“ erkennen –und zuweilen mit vereinzelt Aktionen das Leben der Bewegung stören. Gebremst hat das die Bewegung noch nicht. Aber solches Störfeuer aus den eigenen Reihen könnte auch verunsichern und die ohnehin bestehenden Unwahrscheinlichkeiten, mitten in Paris mit Maria zusammen zu treffen, noch steigern. Aber anscheinend verleiht ein außergewöhnliches Projekt auch einen außergewöhnlichen Mut!

Buchbesprechungen

Helmut Schlegel: Glaubensgeschichten sind Weggeschichten. Die Emmauserzählung als Modell christlicher Existenz (Franziskanische Akzente Band 11), Würzburg: Echter 2016, 86 S.

„Wir brauchen Wege, weil wir beweglich sind... Wege sind im Grunde Kommunikationsmittel. Der Weg von mir zu dir, die Aufnahme von Beziehung setzt voraus, dass ich nicht bei mir bleibe, sondern mich aufmache, zum andern gehe oder auch mit dem andern gehe. Das bedeutet einen inneren Weg zu beschreiten, den Weg des Zuhörens, des Vertrauens, der Liebe.“ So lädt das Neue Testament ein den Weg Jesu mitzugehen - als Nachfolge. So entfaltet das Lukasevangelium eine „Theologie des Weges“. In diesem Band „Franziskanische Akzente“ versucht der Autor eine Parallele der Emmauserzählung des Lukasevangeliums zu Franziskus und dessen Weg aufzuzeigen.

Diese Wegmotive sind die Klammer des Lukasevangeliums. Im ersten Kapitel beschreibt Lukas den Weg Marias zu Elisabeth und die Begegnung dieser beiden Frauen, die jeweils einen Sohn erwarten - Johannes und Jesus - und deren Lobgesang auf die Größe Gottes. Das letzte Kapitel (Lk 24) beschreibt nach der Erfahrung des Petrus und Johannes vom leeren Grab, die Erfahrung der Emmausjünger. Die Emmauserzählung beschreibt der Autor als Modell christlicher Existenz. Dabei zeigt Lukas die Stationen eines Glaubensweges,

„auf dem Jesus selbst - oft unerkant - Mitgeht.

1 Zwei Jünger sind „auf dem Weg“ (Lk 24,13) und sprachen miteinander über all das, was sich ereignet hatte: Der Weg beginnt mit dem Aufbruch und dem Loslassen des Vergangenen. Bei den beiden Emmausjünger gleicht der Aufbruch einer Flucht aus der Stadt, in der sich so Furchtbares ereignet hat. Zweifel und Ratlosigkeit hat sie ergriffen.

2 „Sie sprachen miteinander über all das, was sich ereignet hatte“ (Lk 24,14): Die Jünger erzählen einander, was ihnen der „Rabbi aus Nazareth“ bedeutet hat und wie sehr sie jetzt über das Geschehene betroffen und enttäuscht sind.

3 „Er fragte sie, was sind das für Dinge“ (Lk 24,17a): Da kommt ein Fremder dazu und geht mit ihnen. ER geht nicht nur mit, er mischt sich ein und fragt: „Was sind das für Dinge.... Der Fremde bleibt bei seiner Frage und sie antworten: „... und wir hatten gehofft, dass er der sei, der Israel erlösen werde.“ (Lk 24,21).

4 „in große Aufregung versetzt“ (Lk 24,22b): Es sind die Frauen, die vom leeren Grab erzählen und denen die Jünger nicht glauben, denn sie hielten dies alles für Geschwätz.

5 „was in der gesamten Schrift über ihn geschrieben steht“ (Lk 24,27b): Nun ist es Jesus selbst, der ihnen die Schrift erklärt und alles deutet, was über ihn da geschrieben steht. Die Jünger sind beeindruckt von dem Wissen und der Überzeugungskraft ihres Be-

gleiters, so dass sie ihn bitten; Herr, bleibe bei uns, denn es wird bald Abend und der Tag hat sich geneigt. Jesus geht mit und sie halten Mahl. Hier ist der Anklang an das Abendmahl des Gründonnerstags: Jesus bricht ihnen das Brot. Da gehen ihnen die Augen auf und sie erkennen ihn - den Herrn. Dann entschwindet er ihren Blicken.

6 „Brannte uns nicht das Herz in der Brust?“ (Lk 24,32a): Die Jünger erkennen Jesus beim Brechen des Brotes und erinnern sich jetzt, wie es ihnen unterwegs erging, als sie dem Herrn aufmerksam zuhörten und ihn baten sie nicht allein zu lassen. Ihr Herz „brannte“, so sehr waren sie betroffen und konnten jetzt den Zusammenhang der Ereignisse erkennen und deuten.

7 „brachen sie auf und kehrten ... zurück“ (Lk 24,33): Begeistert und neu motiviert vom Erlebten und er Erfahrung mit Jesus brechen sie in der Nacht noch auf und kehrten nach Jerusalem zurück. Sie berichten und glauben.

Von Rom ins Spoletal - eine franziskanische Variante der Emmauserfahrung: So nennt der Autor das Kapitel, in dem er die Emmauserzählung mit der Erfahrung des Heiligen Franziskus von Assisi vergleicht. Aus dieser Erzählung und dem Emmausvergleich beschreibt er das Vorgehen eines franziskanischen Exerzitienmodells: Bruch und Aufbruch - Gespräch und Beziehung - Trauer und Freude - Begreifen und Folgen - Ankommen und Bleiben - Brot brechen und Leben teilen - Umkehr und Sendung

Im letzten Kapitel seines Büchleins beschreibt Helmut Schlegel die spiritu-

elle Dimension als die Basis im Leben christlicher Gemeinden und Gemeinschaften: Inspiration und Initiative, Dialogische Kommunikation, Annäherung an Jesus, Orientierung am Wort Gottes, Eucharistie als Mitte, Leben mit einer Sendung.

Bernhard Schneider

Neil Mac Gregor, Deutschland. Erinnerungen einer Nation, München 2015.

Ca. 25 Jahre nach Wende und Wiedervereinigung erschien die deutsche Ausgabe des in vielfacher Hinsicht bemerkenswerten Werkes zu Geschichte und Realität Deutschlands - rechtzeitig vor der wiederum veränderten Bewusstseinslage in Anbetracht von IS-Terror, Flüchtlingsfragen und EU-Krise.

Bemerkenswert zunächst der Autor. Seines Zeichens Direktor des Britischen Museums - seit ca. zwei Jahren ebenfalls Gründungs-Intendant des Berliner Humboldt-Forums zum Dialog der Weltkulturen - im modifiziert wiedererstehenden Stadtschloss der Hohenzollern.

Bemerkenswert ebenso: Souveränität und Geschick, die geschichtlich und sachlich komplexe Wirklichkeit „Deutschland“ auf ungewohnt unkonventionelle Weise aufscheinen zu lassen. Nicht primär durch eine sattem geläufige Präsentation deutscher Landschaften, Dome, Rathäuser und..., sondern in sechs einleuchtenden, originellen Perspektiven zu Identität und Wandel, Schicksal und Gestalt(en) Deutschlands. Zum Beispiel Land „fließender Grenzen“ – zwischen Straßburg und Königsberg als (Teil-)Antwort auf

die Frage: „Wo liegt Deutschland?“ – eben jenes Land in der Mitte des Kontinentes – und die mehr als akzidentellen Verschiebungen gerade auch seiner geographischen Struktur. Plausibel deswegen auch die sich anschließende Überlegung nach einer gewissermaßen dennoch gegebenen Mitte - die Deutschen und ihre Sprache: zwischen Luther, Goethe, den Brüdern Grimm, zwischen dem „Weimar“ der deutschen Klassik und der „romantischen“ Walhalla“ Ludwigs I.

Auflockernd und Neugier weckend: die mitunter britischen Humor verratenden Kapitel-Überschriften wie: „Schneeewittchen gegen Napoleon“ – gemeint: die Märchensammlungen der Romantiker und ihren Beitrag zur Weckung nationalen Widerstands gegen den Franzosen. Oder. „Ein Volk – viele Würste“ – kulinarischer Ausklang der ersten Ausführungen zu Sprache und Kultur. Derlei originelle „Aufhänger“ lassen das Gesamte indessen nicht abgleiten ins Oberflächliche oder in statistische Neutralität. Die problematischen Aspekte der deutschen Geschichte bleiben keineswegs ausgeblendet. Das umfangreiche Werk (immerhin 640 Seiten) trägt ihnen ausgiebig Rechnung: ohne Zitation elegischer Stimmen oder Anflüge pharisäischer Selbstgerechtigkeit des eben nicht-deutschen Autors. Seine um zutreffende Beobachtung und abwägende Beurteilung bemühten Ausführungen kommen offensichtlich gleichermaßen aus einer sachlichen Grundeinstellung und einer Art brüderlichem (?) Wohlwollen, das ganze Deutschland in den Blick zu bekommen.

Im Ganzen durchaus mit dem Mut zu klarer Stellungnahme. Das fünfte Kapitel („Der Abstieg“) beginnt bezeichnenderweise mit „Bismarck der Schmied“, das heißt der Tendenz des preußisch dominierten Deutschland, anstehende Gestaltungsfragen – nicht nur die einer national-staatlichen Einheit des Landes -, wenn nicht mit Blut, so doch mit Eigenwillen und Macht zurechtzubiegen. Gerade dieses Kapitel schaut auf den Endpunkt der Entwicklung nach 1848, die kleindeutsche „Lösung“ in den beiden möglichen Wegen, welcher, nicht ohne die geschichtliche Gesamtkonstellation, mit „Buchenwald“, der Kapitulation Deutschlands 1945, dem Bomben- und Flüchtlingselend, und der Teilung des Landes gekennzeichnet wird („Mit Geschichte leben“) , aus der Deutschland „erneuert“ hervorgegangen sei.

Zu den bemerkenswerten Aspekten des Werkes gehört insgesamt, dass es an der frühen politischen Gestaltwerdung Deutschlands („Heiliges Römisches Reich deutscher Nation“) nicht vorbeigeht. Scheint es, dass die „Insel“ sich mit eben dieser Tradition stärker auseinandersetzt als auch schon? (Vgl. die von MacGregor gewürdigte voluminöse Untersuchung: J. Whaley, Das Heilige Römische Reich deutscher Nation, Bd. I 1493-1648, Bd. II 1648-1806, Darmstadt 2014). Bei Mac Gregor: „Die Schlacht um Karl den Großen“ samt den Abbildungen von Aachener Pfalzkapelle und Reichskleinodien; ebenso die Würdigungen von „Hanse“ und anderen lockeren Bindungsstrukturen.

Dessen ungeachtet ist allerdings zu sagen, dass der Gesamtdarstellung Gregors („Erinnerungen einer Nation“)

eher der klassische, englisch-französische Begriff von „Nation“ zugrunde liegt. Ebenso, dass die für Deutschland unverzichtbare kulturelle Epoche des Hochmittelalters unerörtert bleibt. Gregors „Erinnerungen“ sind Memorabilien der Neuzeit. Hier liegt wohl die Grenze des insgesamt beachtlichen Werkes: Sowohl die Literatur (Walther von der Vogelweide, Nibelungenlied ...) wie bildende Kunst (Speyer, Bamberg, Magdeburg)...), ebenso politische Gestalter (Salier, Staufer..) und prägende religiöse Strömungen und Persönlichkeiten (Deutsche Mystik, Meister Eckhart, Albert der Große, Elisabeth von Thüringen) bleiben ungehoben aus dem Schutt der Geschichte. Für die Neuzeit konstatiert: auch der Seitenblick auf Österreich (Maria Theresia, das Wien Mozarts und Ludwig van Beethovens) entfällt.

Von all dem kann eine deutsche Geschichte nicht abstrahieren! Braucht es für ein Verständnis nach der Richtung immer noch eine anima catholica? Nichtsdestotrotz ist fürs Gegebene ausdrücklich zu würdigen: der ganzheitliche Blick für Wirtschaftliches („Meister des Metalls“) und Künstlerisches (Dürer, Riemenschneider), herkömmlich Kulturelles („Meißener Porzellan“) und zukunftsgerichtete Gestaltung (Bauhaus)!

Umso mehr lohnt es sich, sich auf die „Erinnerungen“ MacGregors besinnlich einzulassen, nicht zuletzt mit Hilfe der reichen Bebilderung und den wiederkehrenden Zentralmotiven, etwa des Brandenburger Tores, des Reichstagsgebäudes (aus der Perspektive des Holocaustdenkmals), der Pietà von Käthe Kollwitz und dem Blick eines Kanzlers

(Helmut Schmidt) auf Barlachs schwebenden Engel. Dieser aber, wohl nicht nur schwebend über den Abgründen deutscher Geschichte, sondern ebenso über einem geläuterten, wirtschaftlich, politisch und kulturell zu viel Möglichem erstarkten und erneut mit beachtlicher Verantwortung bedachten Land in der Mitte Europas.

Lothar Penners

Monika Schumacher-Bauer: Genossin in Christus. „Your fellow worker in Christ, D.D.“. Eine ekklesiologische Studie zu Leben und Werk der amerikanischen Journalistin und Sozialaktivistin Dorothy Day (1897-1980) (Wahrnehmende Theologie. Studien zur Erfahrung und religiösen Lebenswelt. 6), Zürich: LIT Verlag 2016, 610 S.

Dorothy Day, 1897 in New York als Tochter eines atheistischen Sportjournalisten geboren, kam während ihres Studiums mit kommunistischen Denkern in Kontakt und schloss sich der sozialistischen Partei an. Mehrere Beziehungen zu Männern scheitern. Eine Abtreibung belastet sie ihr Leben lang. Als sie eine Tochter bekommt, lässt sie diese und sich selbst katholisch taufen. Von dem Franzosen Peter Maurin inspiriert, gründen beide 1933 die Zeitschrift „Catholic Worker“, aus der auf dem Hintergrund der Weltwirtschaftskrise eine Bewegung entsteht, die „Häuser der Gastfreundschaft“ und Farmkommunen betreibt.

Bereits 1934 ruft Dorothy zum Gebet für die unterdrückten Christen in Mexiko auf. Findet sie damit noch Zustimmung unter den Bischöfen, ändert

sich das mit ihrem immer stärkeren pazifistischen Engagement. Sie wendet sich gegen die Gewalt im Spanischen Bürgerkrieg, denunziert die Gräueltaten des Zweiten Weltkriegs und nimmt an Protestaktionen gegen die Aufrüstung des Kalten Krieges teil. Dorothy Day und ihre Mitarbeiter sind auch Teil der Kommunistenhetze des Senators McCarthy. Mehrere Male wird sie verhaftet. Besonders empört sie die unkritische Zustimmung der amerikanischen Bevölkerung zum Atombombenabwurf auf japanische Städte. Sie solidarisiert sich mit Kriegsdienstverweigerern und hat Kontakte zu führenden Mitgliedern der Anti-Vietnam-Bewegung. Als „Pilgerin für den Frieden“ müht sie sich um eine differenzierte Berichterstattung über Kuba und ist hocherfreut über die Enzyklika „Pacem in terris“ von Johannes XXIII. 1980 stirbt sie in Alter von 83 Jahren.

Die Doktorarbeit der evangelischen Theologin Monika Schumacher-Bauer stellt die faszinierende Persönlichkeit von Dorothy Day vor und entwickelt an ihrem Beispiel eine Theologie der Erfahrung und Narrativität. Der zweite Teil ihrer Studie sucht nach Spuren einer Ekklesiologie in den Schriften und Aussagen der Sozialaktivistin. Im Anschluss an Walter Kaspers Buch „Katholische Kirche“ (Freiburg 2011) entdeckt die Autorin einen vollständigen ekklesiologischen Entwurf, der durch das Leben Dorothy Days gedeckt ist. Einige Aspekte seien besonders erwähnt:

Dorothy, die seit ihrer Kindheit eine begeisterte Leserin von Romanen der Weltliteratur und Studien aller weltanschaulichen Richtungen ist, lebt aus der

Gemeinschaft der Heiligen. Dazu gehören Heilige der spirituellen Begleitung, wie die beiden Theresias, Heilige der Armut, wichtige Fürsprecher, besonders der heilige Josef. Sie schätzt vor allem prophetische und gewaltlose Heilige, zu denen sie auch die ihr persönlich bekannten Thomas Merton sowie die den gewaltlosen Widerstand fördernden Brüder Daniel und Philip Berrigan zählt. Monika Schumacher-Bauer kennzeichnet Dorothys „Weg der Heiligung des Alltags“ (S. 290) in der Pluralität der Lebensmöglichkeiten: „Diesem neuen Bild von Heiligkeit entsprechen nicht nur kämpferische Vietnamgegner, sondern auch vorbildliche Laien, die den Alltag heiligen und Paare, die erfüllte Sexualität und die Herausforderung des Elterndaseins als einen Weg mit und zu Gott erleben.“ (S. 291)

Day zeigt die Grundfunktionen der Kirche in ihren Zusammenhängen auf. Aus der liturgischen Erneuerungsbewegung lernt sie den Zusammenhang von Gottesdienst als Gemeinschaftsgeschehen und konkreter Tat des Glaubens. Das führt sie auch zur Überzeugung, dass die Klassen und Rassen nicht gegeneinander ausgespielt werden dürfen, sondern gerade in einem rassistischen Amerika durch ein Zeugnis der Liebe miteinander verbunden sein sollen.

Schumacher-Bauer geht im Grunde genommen alle Schritte durch, die für ein Heiligsprechungsverfahren notwendig sind. Tatsächlich ist ein solches für Dorothy Day eröffnet worden. Ihre ekklesiologische Biographie kann dazu einen wichtigen Beitrag leisten.

Liest man ihre Studie auf dem Hintergrund der Geschichte der Schön-

statt-Bewegung, so muss man zunächst konstatieren, dass Dorothy Day das Bild einer anderen amerikanischen Kirche repräsentiert als es P. Joseph Kenenich während seiner Jahre in Milwaukee zeichnete. Den sozialen Ansatz findet man bei ihm vor allem während der Weltwirtschaftskrise Ende der 1920er Jahre. Aufgenommen sind diese Gedanken in der „Werktagsheiligkeit“ (1937). Hier zeigen sich deutliche Parallelen: „Dorothy Day steht ein für eine Heiligkeit der kleinen Schritte und für eine Arbeit, die den Alltag heiligt.“ (S. 569) Dass diese Heiligkeit Wachstumsschritte kennt, eine ständige Weitung des natürlichen und übernatürlichen Horizonts, ein Eingehen auf die Stimme Gottes, wie sie sich in den Zeichen der Zeit und den Begegnungen mit den Nöten der Menschen zeigt, verbindet beide Spiritualitäten. Deutlicher als in Schönstatt ist jedoch bei Dorothy Day die Erfahrung der Gebrochenheit und der Armseligkeit in ihrer ganzen Radikalität.

Joachim Schmiedl

Regina Illemann: Katholische Frauenbewegung in Deutschland 1945-1962. Politik, Geschlecht und Religiosität im Katholischen Deutschen Frauenbund (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe B: Forschungen. 133), Paderborn: Schöningh 2016, 465 S.

Die Bonner Dissertation geht der Entwicklung des Katholischen Deutschen Frauenbundes (KDFB) zwischen Kriegsende und Konzilsbeginn nach. Der 1903 gegründete Verband konnte personell an der Vorkriegszeit anknü-

fen. Er verstand sich als Träger der bürgerlichen Frauenbewegung, in Konkurrenz zur und in Zusammenarbeit mit den Frauen- und Müttergemeinschaften (später: KFD). Aus der dezidiert katholischen Positionierung sticht die Kooperation im Müttergenesungswerk mit anderen Trägern hervor.

Der KDFB engagierte sich in den gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen um die Gleichberechtigung der Frauen. Auch wenn die führenden Frauen (Gerta Krabbel, Helene Weber, Gertrud Ehrle) unverheiratet waren, spielte die Familienhilfe eine große Rolle. Der KDFB setzte sich in der Reform des Familienrechts für eine wirkliche Gleichberechtigung ein und war unter anderem gegen den so genannten „Stichentscheid“, also die Letztentscheidung des Mannes in Konfliktfällen. Obwohl die Familie für die meisten Mitglieder Priorität hatte, bemühte sich der KDFB um die Mädchenbildung, die Verbesserung der beruflichen Situation von Frauen und einen Wandel des Berufsverständnisses. Illemann sieht jedoch „Professionalisierung und Zuständigkeit für den Familienhaushalt im Konflikt“ (S. 217). Um diese Forderungen auch politisch durchsetzen zu können, war die Mitwirkung in demokratischen Gremien unerlässlich. Die Lobbyarbeit für die Frauen in der CDU trug jedoch erst 1961 mit der Berufung der ersten Frau als Bundesministerin ihre Früchte.

Der KDFB verstand sich dezidiert als katholischer Verband. Das zeigte sich darin, dass der Verband einen Geistlichen Beirat hatte, im Untersuchungszeitraum den Kölner Regens und späteren Weihbischof Augustinus

Frotz. Dessen Einfluss beschränkte sich auf die spirituelle Inspiration. Im Verhältnis zu den Bischöfen ebenso wie zu Pius XII. waren es unterschiedliche Rollenbilder von Frauen, die zu gelegentlichen Differenzen führten. Auf nationaler Ebene war der KDFB in den wichtigen Gremien des deutschen Laienkatholizismus sowie den Katholikentagen beteiligt. Wichtige Ereignisse waren regelmäßige Wallfahrten zur nach dem Ersten Weltkrieg errichteten Frauenfriedenskirche in Frankfurt, ein zentraler Frauengottesdienst beim Kölner Katholikentag 1956 und die Beteiligung an der Ausstellung zum katholischen Leben in Deutschland beim Eucharistischen Weltkongress 1960 in München. In Bezug auf die spirituelle Dimension des Verbandes gilt: „Weitgehend wurde Überliefertes aufgegriffen und praktiziert. Zugleich aber wurde mit speziellen, teilweise selbst entwickelten Formen des Betens und Feierns auf die zeitgenössische Wirklichkeit reagiert“ (S. 347).

Die Studie von Regina Illemann gibt einen Einblick in das Ringen um neue Rollenbilder von Frauen im Kontext der bürgerlichen Frauenbewegung. Orden spielen dabei keine Rolle, wohl wird mehrmals auf die entstehenden Säkularinstitute als mögliche Lebensform für unverheiratete Frauen verwiesen. Der Untersuchungszeitraum umfasst genau die Jahre, in denen die Frauengemeinschaften der Schönstatt-Bewegung wichtige Phasen der Selbstfindung und Profilierung durchmachten. Eine vergleichende Studie würde sich hier lohnen, die nach der Einbettung in das katholische Milieu, die Rollenbilder von verheirateten und unverheirateten

Frauen sowie die Bedeutung von Familie und Beruf fragt.

Joachim Schmiedl

Thomas Hartmann: Gott im Himmel, das Böse auf Erden? Warum es Krankheit, Leid und Katastrophen gibt. Regensburg: Friedrich Pustet 2013, 175 S.

Wenn Gott existiert, woher kommt dann das Böse? So lautet eine Kernfrage der Religionsphilosophie. Diesem Thema widmet sich das vorliegende Buch. Und es tut es in sehr gründlicher Weise. Es geht all den Antworten darauf nach, wie sie die verschiedenen Philosophien, Religionen und Weltanschauungen erarbeitet haben.

Dass Gott selbst allgütig und allmächtig ist, wird in fast allen religiösen Denksystemen vorausgesetzt. Viel Unheil und Böses indessen resultieren aus dem Handeln der Menschen. Hätte Gott aber in seiner Allmacht nicht Menschen erschaffen können, der immer nur das Gute wollen und tun? Doch selbst wenn dies der Fall wäre, schreckliche Ereignisse resultieren nicht nur aus den bösen Taten von Menschen. Es gibt zahllose Naturkatastrophen, Tsunamis, Erdbeben, Dürren und Fluten, die keineswegs vom Willensentscheid des Menschen abhängen. Warum lässt der allmächtige, gute Gott sie zu? Weil diese Fragen so große Probleme aufwerfen, verzweifeln viele Menschen in ihrem Glauben an Gott und kehren sich dem Atheismus zu. Freilich, die übergroße Zahl der Menschheit sieht darin nicht die gültige, hilfreiche Antwort auf die vorliegende Frage. Atheismus ist auch nicht die Antwort dieses Buches.

Große Übel resultieren aus dem freien Willensentscheid von Menschen. Wenn Gott dennoch den Menschen mit freiem Willen erschaffen hat, so darum, weil der freie Wille ein so großes Gut ist, dass Gott die Möglichkeit von dessen Missbrauch in Kauf nimmt. So ist eine verbreitete Antwort von Philosophie und Religion. Der Autor fügt hinzu, dass es für den Gott der Liebe unwürdig wäre, ein Wesen zu schaffen, das auf seine Liebe gar nicht antworten könnte, weil es von vornherein auf ein bestimmtes Handeln festgelegt wäre. Liebe ist nicht allmächtig. Sie weist einen Weg, setzt ein Ziel und lockt an. „*Ohnmächtig*“ allerdings ist die Liebe auch nicht. ... Sondern wir haben es dann mit einer realen Macht zu tun, die bis zu einem gewissen Grad in das Geschehen dieser Welt direkt eingreifen kann“ (57).

Und es verbleiben die Naturkatastrophen. Könnte Gott in seiner Allmacht ihnen nicht vorbeugen? Oder ist Gottes Allmacht dadurch begrenzt, dass er mit einer Realität konfrontiert ist, die unabhängig von ihm, als Urflut „wüst und leer“ (Gen 1,1), in einem Ursein existiert, dem Gott dann Gestalt gibt? Für diese Antwort zeigt sich der Autor offen. Dieser Realität des Urseins gegenüber ist Gott nicht allmächtig, sondern „übermächtig“ (57). Gott ordnet und gestaltet, was schon vorher zu seiner Verfügung stand. In einem gewissen Sinn ist also Gottes Allmacht von der im Vorhinein existierenden Urmaterie begrenzt.

Alle Versuche, Gott als das absolut vollkommene Wesen – weise, allwissend und allgütig – zu benennen, der als solcher die bestmögliche aller Wel-

ten geschaffen hat (Anselm von Canterbury, Descartes, Leibniz, der deutsche Idealismus), begegnen Vorbehalten. Gegen diese Versuche erhebt sich der Einwand, „dass sich in der Welt nicht wirklich ein Fortschritt zum (moralisch) Besseren findet, sondern sich im Gegenteil beispielsweise seit der Zeit Hegels vieles noch dramatisch verschlimmert hat“ (siehe Holocaust und Stalinismus) (33).

Doch – so kann man auf diese These des Autors einwenden – ist ein Fortschritt in der Entwicklung der Welt doch wohl unbezweifelbar. Von den ersten Algen in den Urmeeren über die stets mannigfaltiger werdende Pflanzen- und Tierwelt, über den ersten Homo sapiens der Steinzeit zu Technik, Elektronik und Weltraumforschung, zum Reichtum kultureller Schöpfungen und zunehmender Anerkennung von Menschenrechten und Demokratie ist ein Fortschritt sachliche Realität. Nach dem II. Vatikanum sind die nach Gottes Bild geschaffenen Menschen berufen, an der Entfaltung von Gottes Schöpfungswerk mitzuwirken. Sie „dürfen überzeugt sein, dass sie durch ihre Arbeit das Werk des Schöpfers weiterentwickeln, dass sie für die Wohlfahrt ihrer Brüder sorgen und durch ihre persönliche Bemühung zur geschichtlichen Erfüllung des göttlichen Planes beitragen“ (Gaudium et spes, Art. 34).

Mangel an Gütern, klimatische Beeinträchtigungen, Krankheiten, Kriege, Naturkatastrophen sind für die Menschen immer wieder Herausforderungen, die Ursachen dafür zu ergründen und dafür Lösungen zu finden (etwa Tsunamis zu begegnen durch Vorausschau und Evakuierung). Freilich wird

immer wieder für uns Menschen der Sinn von mancherlei Leiden undurchsichtig sein. Aber im Nachhinein hat sich immer wieder gezeigt, wie durch die Bedrängnis des Leides weitere Forschung und Kenntnisse angeregt und Verbesserungen und Lösungen gefunden wurden. So braucht vielleicht doch nicht zur Erklärung der Übel und des Leides eine präexistente, von Gott unabhängige Urmaterie angenommen werden.

Bedenkenswert und hilfreich sind die Gedanken des Autors zu den Wundern Jesu, zur Frage des „Opfers Jesu“ am Kreuz, zur Existenz der Seele über den Körper hinaus und die Verbundenheit von Gerechtigkeit und Liebe in Gott. Der Autor bekennt sich als „ein überzeugter Anhänger der theologisch sogenannten «Wiederbringung aller» ..., nach der einmal *alle*, unabhängig von ihren Taten, in Gottes neue Welt, das jenseitige Paradies eingehen werden“ (149). Doch sei das Gericht der Liebe Gottes keine „billige Gnade“. In den Nahtoderfahrungen bleibt die Liebe des Lichtwesens stets präsent, auch wo eine Läuterung erfolgt, „was durchaus an die Vorstellung vom (katholisch sogenannten) «Fegfeuer» oder Purgatorium erinnern darf“ (153).

Der Autor schließt mit Gedanken zum Gebet, das er auch da, wo man nicht von Gottes totaler Allmacht überzeugt ist, dennoch bejaht. Das Gebet öffnet den Blick auf den „Gott der unbedingten Liebe“. Der Autor ist sich sicher: „Gott hat einen guten «Plan» für uns: Er wird uns erlösen.“ Er hat ein Ziel, und an seiner Hand können wir dieses Ziel erreichen (165).

Karl-Heinz Peschke, SVD

Stefan Hartmann: Essays zu Martin Luther, Rezensionen. Skizzen und Essay IV. Bamberg 2016, 192 S.

Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. 2017 wird gemeinsam von evangelischen wie von katholischen Christen der Reformation vor 500 Jahren gedacht. Martin Luther hatte die Ereignisse durch seine 95 Thesen ausgelöst. Grund genug für Stefan Hartmann (S.H.) einige ebenso fundierte wie gut lesbare Essays zu diesem Thema vorzulegen. Gerade erst hatte der zum *Dr. theol.* promovierte Autor eine aufschlussreiche Autobiographie „33 Jahre Kleriker. Entwicklungen, Brüche und Bilanzen“ (Bamberg, epubli, 2016), vorgelegt, in der er seine Erfahrungen als Priester in und mit der Kirche darlegt. Sein Bericht lässt trotz mancher Einseitigkeiten nicht nur die menschlichen Enttäuschungen und Verletzungen seines Autors spüren, sondern weist deutlich genug auch auf den dramatischen Reformbedarf der katholischen Kirche generell wie auch speziell in Deutschland hin. Die Situation heute weist durchaus Analogien zur Reformationszeit auf. Nicht von ungefähr eröffnet S.H. den vorliegenden Band mit einem „Prolog“ (5–10). Er enthält zentrale Passagen aus der Rede von Papst Benedikt XVI. bei der Begegnung mit Vertretern des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) im Augustinerkloster zu Erfurt am 23. September 2011. Sie verdeutlichen zweierlei:

Erstens, die Krise der Kirche ist keine Krise nur einer Konfession. Sie betrifft den christlichen Glauben und damit evangelische wie katholische Christen gleichermaßen. So findet auch die ökumenische Arbeit nicht im luftleeren

Raum, sondern im Kontext gesellschaftlicher Prozesse statt, die, aus religionssoziologischer Perspektive betrachtet, insgesamt als progrediente Säkularisierung zu bezeichnen sind. *Zweitens* darf nicht übersehen werden, dass diese fortschreitende Säkularisierung mit einem dramatischen Glaubensverlust einhergeht, von dem nicht nur „die Welt draußen“, sondern auch diejenigen betroffen sind, die zur „Gemeinschaft der Glaubenden“, zur Kirche Gottes, gehören. Zweifellos: Bis in höchste Kirchenkreise hinein ist seit Jahrzehnten die Absicht zu spüren, dem Säkularisierungsdruck nachzugeben und durch Verdünnung des Glaubens modern sein zu wollen.

Hier gelte es, nicht nur gegenzusteuern, sondern den Glauben offensiv zu verkünden und zu leben. Der alte Glaube muss neu gedacht und immer wieder ganz im Heute gelebt werden. „Nicht Taktiken retten uns, retten das Christentum, sondern neu gedachter und neu gelebter Glaube, durch den Christus und mit ihm der lebendige Gott in diese unsere Welt hereintritt“ (10).

In seinem Beitrag *Martin Luther in ökumenisch-katholischer Perspektive* (11–20) betont S.H. die Christozentrik des Reformators; weswegen es auch sinnvoll sei, 2017 ein gemeinsames „Christus-Fest“ zu begehen. Auf neueste Luther-Biographien wird hingewiesen, positiv wertend auf die von Volker Leppin, 2010, ebenso wie auf die von Heinz Schilling, 2012. Besonders aufschlussreich aber ist der Vergleich zwischen Martin Luther und Joseph Kentenich (21–29). Ohne anachronistisch zu werden, gelingt es dem Vf., bei aller Verschiedenheit der beiden Persönlich-

keiten Parallelen auf zu zeigen. Sie liegen vor allem in der Ernsthaftigkeit und Radikalität des Glaubens an Jesus Christus. Exemplarisch wird einerseits auf das Luther-Wappen hingewiesen, der Rose mit Herz und Kreuz, und andererseits auf das Schönstatt-Heiligtum, der kleinen „Kapelle, in deren *Schatten* nach einem kühnen Wort Kentenichs aus dem Jahre 1929 sich *die Schicksale der Kirche nicht nur in Deutschland, sondern weit darüber hinaus, in den nächsten Jahrhunderten wesentlich mitentscheiden*“ (29). Wer den christlichen Glauben erneuern will, muss Christus nachfolgen. Die Nachfolge Christi aber inkludiert ebenso das Kreuz, die Kreuzesnachfolge, wie gerade im Blick auf Maria gezeigt werden kann. Wie das Kreuz zu Christus gehört, so gehört auch Maria zu Christus. Joseph Kentenich wusste und lehrte das. Überdies liebte er zeitlebens die Kirche und wollte sie liebend erneuern. Ob solches auch von Martin Luther gesagt werden kann, ist freilich zu bezweifeln.

Martin Luthers Judenfeindlichkeit kommt im Kapitel „Luthers Folgen“ zu Wort. Hier hat S.H. Recht: Sie darf nicht verschwiegen werden (30–44). Auch darin ist ihm zuzustimmen: Dem Reformator die Hauptverantwortung für den Judenhass der Nationalsozialisten zu geben oder ihn „pauschal zum Sündenbock des deutschen Geschichtsgangs“ zu stempeln, ist „ungerecht“, „falsch“ und vollkommen „überzogen“ (39). Wie zur Entlastung Luthers wird dieses Kapitel abgelöst von einem Exzerpt aus Luthers *Vierzehn Tröstungen*. „Gemeinschaft der Heiligen“ (45f.). Darin konzentriert sich Luther auf den

Glauben der Kirche, der den einzelnen rettet. „Die anderen tragen meine Last, ihre Kraft ist meine Kraft. Der Glaube der Kirche kommt meinem Zagen zu Hilfe, die Keuschheit der anderen besteht den Anlauf meiner unreinen Lust“ (45).

Es folgen Rezensionen zu zwei Luther-Publikationen: dem Tagungsband „Martin Luther und der Freiheitsgedanke“, hrsg. von Werner Zager, Darmstadt 2010, und Walter Kaspers Gedanken zu Martin Luther aus ökumenischer Perspektive, Ostfildern 2016 (47–52; 52f.).

Im Epilog (54–62) greift S.H. auf die Person zurück, die er bereits im Prolog zu Wort kommen ließ: auf Benedikt XVI. Der Vf. bespricht hier die Publikation von Kurt Kardinal Koch, in der dieser das theologische „Erbe von Papst Benedikt XVI.“ vorstellt; und zwar unter dem Titel: *Bund zwischen Liebe und Vernunft* (Freiburg u. 2016). Dabei schließt er sich seinem Urteil an und unterstreicht: Wir haben es bei Papst Benedikt XVI. „mit einem Kirchenlehrer von Rang und Bedeutung eines Thomas von Aquin zu tun...Er hinterlässt eine unauslöschliche Leuchtspur“ (62).

Es folgen weitere Rezensionen von aktuellen Büchern aus dem Bereich der Spiritualität (S. Dorn, *Der Weg vom Dunkel ins Licht*, Berlin 2013; H. Moll, *Zeugen für Christus*, Paderborn 2015), der christlichen Lebensführung (E. P. De Mortanges, *Unheilige Paare?* 2011); der Weltreligionen (S. Khalil Samir, M. Koller, *Muslimen und Christen*, 2011; H. Heinisch/N. Scholz, *Europa, Menschenrechte und Islam*, 2012; M. Khorchide, H. Abdel-Samad, Stefan Orth [Hrsg.], *Zur*

Freiheit gehört, den Islam zu kritisieren, 2016; G. Palmer/Th. Brose [Hrsg.], *Religion und Politik*, 2013; H. Levin Goldschmidt, *Weil wir Brüder sind. Jüdische Schriften 1935-1998*, 2014) der Philosophie und Theologie (J. Splett, *Philosophie für die Theologie*. 2016; E. Garhammer, *Zweifel im Dienst der Hoffnung. Poesie und Theologie*, 2011; S. Hell, A. Vonach [Hrsg.], *Priestertum und Priesteramt. Historische Entwicklungen und gesellschaftlich-soziale Implikationen*, 2012; K. Berger, *Mit Herz und Verstand beten*, 2014; Erik Peterson, *Theologische Traktate*, 1994; G. Carollo [Hrsg.], Erik Peterson, 2012; E. Drewermann, *Wendepunkte oder was eigentlich besagt das Christentum?* 2014; R. Sarah / N. Diat, *Gott oder nichts. Ein Gespräch über den Glauben*, 2015; S. Oster / P. Seewald, *Gott ohne Volk. Die Kirche und die Krise des Glaubens*, 2016); der Kirchengeschichte, bes. der Kirche in der NS-Zeit (M. Deselaers u.a., *Gott und Ausschwitz*, 2010; A. Koslowiecki, SJ, *Not und Bedrängnis. Als Jesuit in Auschwitz und Dachau*, 2016; W. Spindler *„Humanistisches Appeasement“? H. Barions Kritik an der Staats- und Soziallehre des Zweiten Vatikanischen Konzils*, 2011); der Biographie (A. Riccardi, *Johannes Paul II. Die Biographie*, 2012; S. Moll, *Albert Schweitzer*, 2014; M. Clauss, *Athanasius der Große*, 2016; A. C. Pizzini u.a. [Hrsg.], *Nicolaus Cusanus*, 2016; O. Weiß, *Der erste aller Christen. Zur deutschen Pascal-Rezeption von Friedrich Nietzsche bis Hans Urs von Balthasar*, 2012; H.R. Schwab [Hrsg.], *Eigensinn und Bindung. Katholische deutsche Intellektuelle im 20. Jahrhunderts*, 2009; M. S. Gmehling, *Leitstern*

am geistigen Firmament. Erinnerungen an Gerd-Klaus Kaltenbrunner, 2012; S. Meetschen, A. Pschera [Hrsg.], Poeten, Priester und Propheten, 2016; A. Geck, Demütige Anbetung – hochjauchzender Lobgesang. Anton Bruckner als Vorbeter, 2015; O. Höschle, Ranft. Achtzehn poetische Betrachtungen zu Bruder Klaus, 2016).

Hier liegt eine facettenreiche Studie vor, die sich im Blick auf 2017 besonders mit der Theologie Martin Luthers auseinandersetzt, zugleich aber auch fundierten Einblick in die gegenwärtige theologische Landschaft gewährt.

Manfred Gerwing

Regnum

Fünzigster Jahrgang
2016

INHALTSVERZEICHNIS

Abhandlungen

Amberger, O.	„Erfahrung“ und Reflexion im religiös-pädagogischen Arbeiten Pater Kentenichs	(1)	26-43
Biberger, B.	Gnädig und barmherzig ist der Herr – Biblische Gedanken zur Barmherzigkeit	(3)	101-111
Birkenmaier, R.	REGNUM – Fragen nach 50 Jahren	(4)	145-147
Buesge, M. Pia	Vor 50 Jahren – Die “Bergpredigten” Pater Kentenichs	(4)	157-166
Busse, E.	„Bündniskultur“ – Schlüssel für ein glücktes Miteinander mit Gott, der Familie, der Firma und den Kunden	(4)	167-176
Gerwing, M.	Amo: Volo, ut sis. Zu einer Neuerscheinung von Tomáš Halík über den Gott der Liebe	(3)	135-140
Glas, K.	Mitgefühl und Selbst-Mitgefühl. Was Psychologen unter Barmherzigkeit Verstehen	(3)	112-122
Hochschild, M.	Zusammen mit Maria in Paris – Eine kleine Gesprächsnotiz	(4)	177-178
King, H.	Pater Kentenich –Träger eines neuen Paradigmas	(2)	79-91
Kostka, A.	Der gelebten Barmherzigkeitsbotschaft Schönstatts auf der Spur	(1)	11-16
Mohr-Braun, D.	Barmherzigkeit, ein Schlüsselbegriff für den christlichen Gottesglauben und kirchliches Engagement im 21. Jahrhundert	(1)	1-10
Müller, H.	Der Ordo Amoris in Amoris Laetitia. Versuch einer Lesehilfe	(3)	123-134
Penners, L.	Option Weltapostolat	(2)	58-63

Penners, L.	Maria in neueren Geistlichen Gemeinschaften. Schritte einer längst fälligen Annäherung	(2)	64-78
Penners, L.	Europa in der Schwebe	(3)	97-100
Peschke, Kar-Heinz	Weltbischofssynode 2015: Rückblick und Ausblick	(1)	17-25
Schlickmann, D.	Vorbereitet für eine große Idee. Der Weltapostolatsverband bei Josef Kantenich	(2)	49-57
Schmiedl, J.	Charisma – mehr als ein Modewort?	(4)	148-156

Buchbesprechungen

Eckholt, M.	Frau aus dem Volk (J. Schmiedl)	(2)	95-96
Fischer, W.	Love, Sex und der liebe Gott (E. Busse)	(3)	141-143
Hartmann, S.	Essays zu Martin Luther (M. Gerwing)	(4)	187-190
Hartmann, T.	Gott im Himmel, das Böse auf Erden? (K. Peschke)	(4)	185-187
Hölscher L. / Krech, V.	Handbuch der Religionsgeschichte 6/1 (J. Schmiedl)	(2)	92-93
Hölscher L. / Krech, V.	Handbuch der Religionsgeschichte 6/2 (J. Schmiedl)	(3)	143-144
Hurtado, A.	Gelingendes Leben (J. Schmiedl)	(3)	141
Illeemann, R.	Katholische Frauenbewegung in Deutschland 1945-1962 (J. Schmiedl)	(4)	184-185
MacGregor, N.	Deutschland (L. Penners)	(4)	180-182
Scheele, P.-W.	Unsere Mutter (J. Schmiedl)	(2)	94-95
Schlegel, H.	Glaubensgeschichten (B. Schneider)	(4)	179-180
Schumacher-Bauer	Genossin in Christus (J. Schmiedl)	(4)	182-184
Slawek, A.	Anbeten – Bezeugen – Verkünden (J. Schmiedl)	(1)	44-46
Strauß, B.	Herkunft	(1)	46-48
Treutlein, J.	Großes Werkbuch Marienfeiern (O. Amberger)	(2)	93-94